

**ZÜRCHER
JOURNALISTENPREIS**

1996

Preisträger 1996

Irène Dietschi

Das Bubenstück - Der Käferkrieg

**Lukas Lessing (Text)
Ute Mahler (Bild)**

Unbehindert Behindert

Bernard Senn

**Spuren einer Suche - Eine Geschichte
vom verlorenen Sohn**

Ronald Sonderegger

Wer nicht spurte, spurte die Peitsche

**Peer Teuwsen (Text)
Reto Klink (Bild)**

Von Schreibenden und ihren Fährleuten

**Peter Sidler (Text)
Daniel Schwartz (Bild)**

**Morgenröte über Vietnam - Nacht in
Kambodscha**

Zürcher Journalistenpreis

Ehrentafel der bisherigen Preisträger

- | | | | |
|------|--|------|--|
| 1981 | Hugo Büler
Peter Frey
Urs P. Gasche | 1992 | Hans Caprez
Christine Fivian-Isler
Erwin Koch
Patrik Landolt
Linus Reichlin
Mix Weiss
Nadia Bindella
Regula Heusser (Swissairpreis) |
| 1982 | Caroline Rätz
Jonh Häberli
Wilfried Maurer
Hans Moser
Edmund Ziegler | 1993 | Thomas Burla
Antonio Cortesi
Sepp Moser
Kaspar Schnetler
Walter Sturzenegger
Barbara Suter
Edith Zweifel
Peter Pfunder (Swissairpreis) |
| 1983 | Andreas Kohlschütter
Gisela Blau
Gottlieb F. Höpli
Peter Meier | 1994 | Herbert Fischer
Peter Hafner
Stefan Keller
Willi Woltregg
Brigitte Hürlimann (Swissairpreis)
Gorgio von Arb (Swissairpreis) |
| 1984 | Dieter Bachmann
Georg Genster
Anna-Christina Gabathuler | 1995 | Erwin Haas
Erwin Koch
Herbert Cerutti
Regula Heusser-Markun
Richard Stoffel
Martin Frischknecht (Swissairpreis) |
| 1985 | Margrit Sprecher
Herbert Cerutti
Arthur K. Vogel | 1996 | Irene Dietschi
Lukas Lessing (Text)
Uta Mahler (Bild)
Bernard Senn
Ronald Sonderegger
Peer Teuwissen (Text)
Reto Klink (Bild)
Peter Sidler (Text) Swissairpreis
Daniel Schwartz (Bild) Swissairpreis |
| 1986 | Markus Mäder
Verena Eggmann
Hans Caprez
Klaus Vlek
Benedikt Loderer | | |
| 1987 | Christian Speich
Jörg Frischknecht
Martin Born | | |
| 1988 | Werner Cabrina
Barbara Voharburg
Christoph Neidhart | | |
| 1989 | Beat Allenbach
Hansjörg Utz
Rolf Wiespe
Alois Bischof
Niklaus Meienberg
Jörg Rohrer | | |
| 1990 | Ursula Binggeli
Colomba Feuerstein
Urs Haldmann
Toni Lanzendörfer
Josef Rennhard
Al Imfeld
Stefan Keller
Hedi Wyss
Hanspeter Bundi | | |
| 1991 | Peter Hufschmid
Christoph Keller
Christina Karrer
Ernst Hunziker
Guerino Mazzola
Isolde Schaad | | |

Der Zürcher Journalistenpreis 1996

wird

Frau Irène Dietschi

für ihren Artikel

Das Bubenstück - Der Käferkrieg

erschienen in DAS MAGAZIN Nr. 39 vom 30. September 1995

verliehen.

Zürich, 2. Mai 1996

Die Jury:

Herbert Cerutti

(Herbert Cerutti)

Esther Scheidegger

(Esther Scheidegger)

Margit Weinberg Staber

(Margit Weinberg Staber)

Urs Widmer

(Urs Widmer)

Carabus *limbatus* • Carabus • 2,7 cm

DAS MAGAZIN

Nr. 29
Woche vom
30. 9. bis 6. 10. 1995
Tages-Anzeiger
und Berner
Zeitung SE

Homocidus rufus • Falter • 2,2 cm



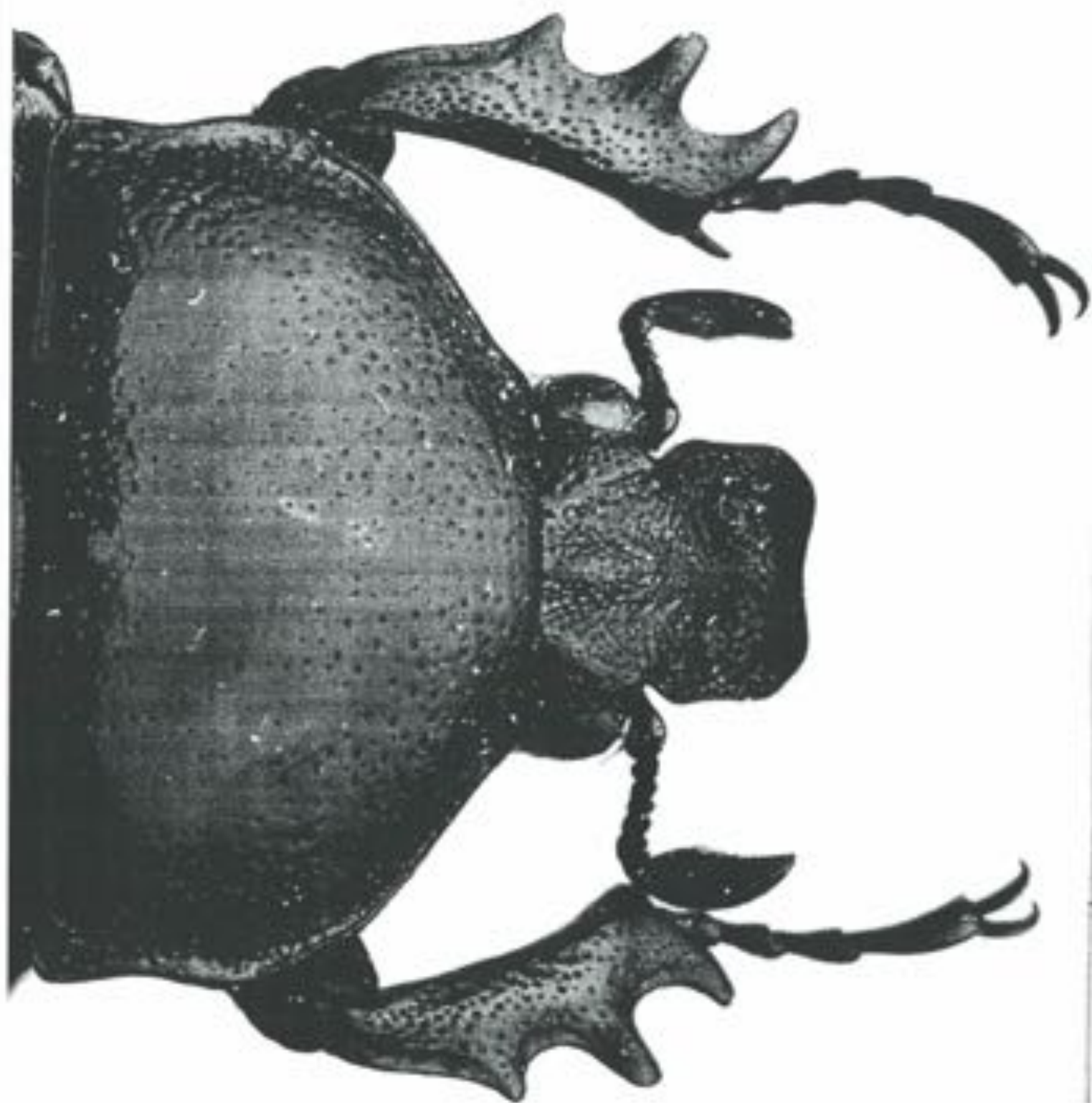
Amphicarsus sp. • Australien • 1 cm

Stylocryptus australis • 2,4/1,8 • 2 cm



Der Käfer- krieg

Eine Geschichte
zwischen München
und Basel



u b e n s t ü c k



Wie die Stadt
Basel um drei
Millionen Käfer
reicher wurde.
Und wie München
im Streit um die
Tiere das Nach-
sehen hatte. Eine
Tragikomödie in
fünf Akten.

Von IRÈNE DIETSCHI



E r s t e r A k t :

D e r

S a m m l e r

P r o l o g

Diese Geschichte beginnt vor 67 Jahren, als ein Mönch-ner Lodenfabrikant sich anschickte, der Welt grösste private Käferkollektion zusammenzutragen. Im Juli 1905 feiert der Verein Käfer für Basel bei Weisswein und Gebäck das Einreifen ebendieser Kollektion in Weil am Rhein. Dazwischen wurde gelogen, zerbrochen, Freundschaften und Familienhaue, wurde trickreich hintergangen und unverstört gestorben. Diese Geschichte ist wahr, aber ohne Wahren. Unschuldig sind einzig die Käfer.

Die Hauptrollen spielen:

Konrad Georg Frey (1902-1975), Lodenfabrikant in München und Käfersammler

Barbara Frey (1902-1992), seine Frau und Erbin

Herbert Frey, 67, ältester Sohn von Georg und Barbara Frey
Gerhard Scherer, 66, ehemaliger Oberkonservator und Leiter der Käferabteilung an der Zoologischen Staatssammlung in München

Walter Wimmer, 80, Kaufmann und ehemaliger Vorsteher der Entomologischen Abteilung am Naturhistorischen Museum Basel
Michel Brancucci, 45, sein Nachfolger

Hartmut Westiak, 45, Beauftragter des Vereins Käfer für Basel

Anno 1908 führte Georg Frey, einziger Sprössling des weltbekanntesten Lodenfabrikanten Frey in München, seine Braut Barbara, geborene Neuwirth, vor dem Traualtar. Die wahre Liebe des damals 26jährigen jedoch gehörte den Käfern.

Im Jahr seiner Heirat begann Georg Frey, schon als Kind den Naturwissenschaften zugewandt, systematisch Käfer zu sammeln. Und so stürzte er im elterlichen Betrieb die Geschäfte führte, so mag sollte der Hobbyentomologe es an, dass seine Kollektion zu einer wissenschaftlich wie umfangreichsten etwa zu nehmenden gedieh.

Mit Hilfe eines Fachmanns der Zoologischen Staatssammlung in München liess er sich in die Kunst des Fangens, Präparierens und Bestimmens einweihen. Ebenso knüpfte er Kontakte zur Münchner Koleopterologischen Gesellschaft, einem Fachzirkel von Käferliebhabern. Mit den Mitgliedern dieser Gesellschaft machte Georg Frey sich auf, zunächst in der Umgebung von München, später in aller Herren Ländern nach Käfern zu suchen. In dieser Zeit wurde der Lodenfabrikant auch Konsul von Guatemala.

Was es die kompakte Form der Tiere, die ihn denart faszinierte? Ihre von keiner anderen Insektenordnung übertrifftene Anpassbarkeit? Oder die Tatsache, dass Käfer die Natur vom Rande des ewigen Eises bis zu den Tropen und rund um den Erdball erobert haben? Auf jeden Fall war Georg Frey ein guter Sammler mit einem aussergewöhnlich scharfen Auge. Was ihm im Himalaja, in der afrikanischen Savanne oder in den Wäldern des Amazonas in den Kopf schirm fiel, waren stets sehr schöne Tiere.

Darüber hinaus liess der Konsul einen phänomenalen Instinkt für sogenannte Typen - Exemplare, anhand deren eine Art erstmals beschrieben wird. Von den rund 350000 Käferarten, die der Wissenschaft bekannt sind, gehen etwa 20000 auf Erstbeschreibungen aus der Sammlung Frey zurück. Nicht wenige davon tragen seinen Namen - die sogenannten Freyi - oder jenen der konsularischen Gattin, die Barbara.

Barbara Frey begleitete ihren Mann manchmal in die Wildnis. Sie allerdings, eine mondäne, launische Person, wäre lieber zum Badeurlaub gelähnt, und die von ihrem Gatten ausgewählten Unterkünfte im Dschungel oder in den Bergen erachteten ihr oft etwas gar abenteuerlich. Zu Hause, auf dem ausladenden Landsitz in Tutzing am Starnbergersee, südlich von München gelegen, führte sie ein bequemes Leben, das dank einer Reihe Hausangestellter von den Sorgen des Alltags weitgehend befreit war. Das skurrile Hobby ihres Mannes nahm sie eher unfreiwillig in Kauf.

Der Ehe entsprangen drei Kinder: die Söhne Herbert und Bernhard sowie eine Tochter, Helga. Auch des Konsuls Käferleidenschaft trug Früchte. Schon bald nahmen sich die nach Hause gebrachten Ausbeuten zu einer eigentlichen Sammlung, für deren Betreuung er eine wissenschaftliche Mitarbeiterin anstellte. Die hatte die Tierchen zu präparieren, zu bestimmen und aufgenadelt in grossen Vasen



Cerambyx caryocoryptus ♀ 1 cm



systematisch anzubringen. Seine Investitionen in die Sammlung konnte Frey über einen Förderverein von der Steuer absetzen.

Ehrgeizig, wie er war, gab sich der Konsul nicht mit den Käfern seiner eigenen Expeditionen zufrieden. Was auf dem Markt kräfteboten wurde, darauf legte er seine Hand. Allerdings nicht auf irgendwelche Wild- und Wiesenkollektionen: Georg Frey karzte ausschließlich vom koleopterologisch Feinsten, das heisst besens bearbeitete, wertvolle Spezialsammlungen.

An die 90000 Käferarten in schätzungsweise drei Millionen Exemplaren – niemand hat sie je gezählt – trug der Konsul im Laufe der Jahrzehnte zusammen. 1954 liess er neben seiner Villa in Tutzing ein eigenes Institut für die Sammlung errichten. Das Museum wurde am 12. Juli in Anwesenheit des bayrischen Kultusministers sowie einer Schaar prominenter Entomologen aus dem In- und Ausland eingeweiht. Fünf Jahre später verlieh ihm die Münchner Ludwig-Maximilians-Universität die Ehrendoktorwürde. In seinen Glanzzeiten zählte das Museum G. Frey bis sieben Mitarbeiter, alle auf ihrem Gebiet hochqualifiziert.

«Georg Frey war ein Besessener», sagt der Münchner Käferspezialist Gerhard Scherer, der für den Konsul in Tutzing 16 Jahre lang arbeitete. «Ein barocker Typ, jovial und grosszügig, ein Bajor wie mit Leib und Seele. Den Verdienstorden, den ihm der Freistaat Bayern für seine Erfolge wirtschaftlicher Art verliehen hatte, trug er an jedem öffentlichen Anlass.» Doch der Konsul war auch ein Arbeiter, der von sich und anderen das Aussenste verlangte. «Am Samstag, wenn die Fabrik geschlossen war, da sass er von früh bis spät im Museum und hat gearbeitet, und am Sonntag hat er sich gleich in der Früh in die Kirche chauffieren lassen, um nach der Messe wieder ins Museum zu verschwinden», erinnert sich Scherer.

Barbara Frey indessen, die keine spezifischen Interessen hatte, langweilte sich. Dabei war der Konsul alles andere als kontaktscheu. Käferliebhaber aus der ganzen Welt trafen sich in der Freyschen Villa in Tutzing. Unter den oft und gern gesehenen Gästen befand sich auch der Schriftsteller Ernst Jünger, dessen eigene Käferleidenschaft sich im Buch «Subtile Jagden» literarisch niederschlug.

Ernst Jünger durfte sich zum 70. Geburtstag aus der Sammlung Frey einen Käfer aussuchen. «Er wählte einen grossen chinesischen Laufkäfer», erzählt Gerhard Scherer, «eine sehr seltene Art, von der auch das Museum Frey nur drei Exemplare besass. Ich musste den Käfer verpacken und schrieb ihm dazu: «Von mir haben Sie diesen Käfer nicht bekommen.» Das scheint den Ernst Jünger so beeindruckt zu haben, dass er fortan ein sehr herrliches Verhältnis zu mir pflegte.»

Zweiter Akt:

Das

Testament

Etwas um dieselbe Zeit, Mitte der 60er Jahre, begann Georg Frey, sich um die Zukunft seiner Käfer zu kümmern. Was sollte aus der Kollektion nach seinem Tod werden? Natürlich sollte die Zoologische Staatssammlung sie bekommen, mit der Georg Frey zeitlebens eng verbunden war. Der Direktor der Staatssammlung war im Vorstand des Freyschen Fördervereins, während Georg Frey seinerseits den Förderverein der Staatssammlung präsidierte. «Die Zusammenarbeit ging sogar so weit», erzählt Gerhard Scherer, «dass der Direktor der Staatssammlung oft sagte: «Der Frey soll diese oder jene Sammlung ruhig kaufen, wir kriegen die dann sowieso mal.» Die Verbringung der Käfer aus dem Museum Frey und aus der Staatssammlung läßt München weltweit an die koleopterologische Spitze gebracht.

Wie aber war dieses Ziel anzugehen? Durch eine gemeinsinnige Stiftung? Sollte Frey die Käfer verschenken? Oder verkaufen?

Georg Frey wandte sich an einen Käferfreund, der in geschäftlichen Angelegenheiten bestens bewandert war: den Schweizer Wä-

lter Witzmer. Der Konsul hatte den in Basel geborenen und zum Teil in Kairo aufgewachsenen Entomologen in der Vorkriegszeit kennengelernt, als dieser in Duino bei Triest im Privatsammlung des Fürsten Torre e Tasso – ein Seitenweig dieses Geschlechtes ist die bayrische Fürstendynastie Turin und Taxis – als Präparator gearbeitet hatte.

Walter Witzmer verschlug es, nachdem die Fürstin das Museum des verstorbenen Gatten nach Mailand vererbt hatte, nach Argentinien. Dort arbeitete er zunächst für eine internationale Transportfirma und handelte mit Eisenwaren. Dann brachte er es mit dem Export von Rohrzucker und Tierhaaren zu einem Vermögen. Aus den fünf Jahren, die er in Südamerika bleiben wollte, wurden 15.

Zurück in der Schweiz, übte Walter Witzmer vom rüchenschen Herrberg aus seine Geschäfte. Nebenbei sammelte er immer Käfer und publizierte darüber, so auch in der Fachzeitschrift des Museums G. Frey, den «Entomologischen Arbeiten».

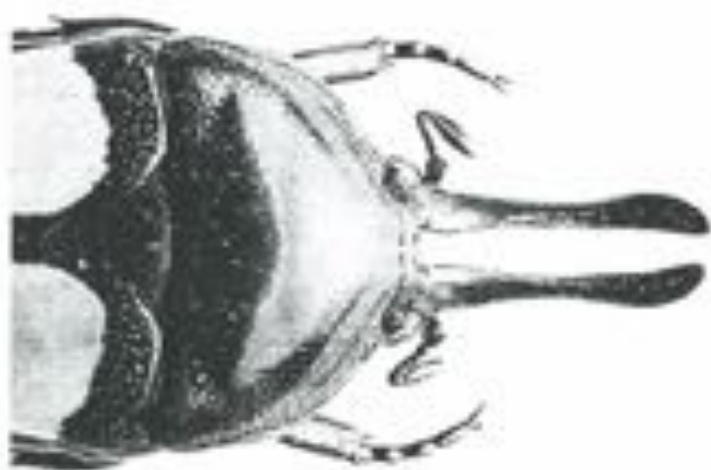
Und nun sollte der Hobbyentomologe Witzmer seinem Kollegen Frey also raten, was mit dessen hochkarätiger Sammlung geschehen sollte. «Ich fand die Idee sehr gut, die Käfer nach München in die Staatssammlung zu geben», erinnert sich der inzwischen 80jährige, «doch ich machte Frey darauf aufmerksam, dass der damalige Konservator völlig unfähig war.» Willten die Münchner die Freyschen Käfer erben, so sei mindestens eine, besser zwei neue Entomologenstellen in der Staatssammlung zu schaffen. So lautete der Rat aus der Schweiz, und so schrieb es Georg Frey im Dezember 1965 als Auflage in den Entwurf für das Vermächtnis an den Freistaat Bayern.

Was danach geschah, variiert je nach Quelle. «Die Zoologische Staatssammlung wollte auf die Bedingungen nicht eingehen», behauptet Walter Witzmer. «Falsch», erregert der selbstverwundete Museumsdirektor Hubert Fehrer, «wir haben damals alles Erdenkliche getan, damit der Vertrag zustande kommt. Wehrhach hat es das Kultusministerium abgelehnt, die Stellen zu bewilligen.» In einem Brief vom 1. Juni 1967 schrieb Georg Frey an das Kultusministerium, er freue sich, «dass nunmehr die Angelegenheit in ein endgültiges Stadium getreten ist».

Doch Tatsache ist, dass der Vertrag nie unterschrieben wurde, worauf Georg Frey beschloss, der Zoologischen Staatssammlung seine Käfer nicht mehr zu vermachen, sondern zu verkaufen.

Am 20. Februar 1976 unterschrieb der Konsul zusammen mit seiner Frau ein neues Testament. In diesem setzten sich die Eheleute gegenseitig als Alleinerben ein, der älteste Sohn, Herbert, wurde als Testamentvollstrecker bestimmt. Auf den Seiten elf und zwölf des 13seitigen Dokuments wurde festgehalten: «Die Käfersammlung soll so lange durch unseren Testamentvollstrecker verwaltet werden, wie sie nicht veräußert wird. (...) Sie ist durch den Testamentvollstrecker in nachstehender Reihenfolge zum Kauf anzubieten: a) dem Freistaat Bayern, b) deutschen Museen, c) europäischen Museen, d) außer-europäischen Museen, e) privaten Sammlern.»

Doch gleich in der folgenden Passage steht geschrieben, dass der überlebende Ehegatte auch nach dem Ableben des Erstversterbenden



Scarabaeus molitor • Frey • / 10



Cetonia ciliata Germ. → Genera → 2.1.1 cm

frei über das Privatvermögen verfügen und auch Vermächtnisse zugunsten von Einzelpersonen anordnen könne; ausgenommen seien lediglich die Firmenbeteiligungen und der Grundbesitz. Dass dies die scheinbar klaren Bestimmungen bezüglich der Käfer in Frage setze, fiel niemandem auf. Die unheilvollen Folgen, die sich daraus ergaben, blieben dem Konsul intact. Am 28. August 1976 erlag Georg Frey einem Krebsleiden.

«Ich habe den alten Konsul Frey kurz vor seinem Tod in Tutzing noch besucht», erzählt Gerhard Scherer, damals bereits von der Zoologischen Staatssammlung als Oberkonservator für die Käferkollektion angestellt. «Er ging in seinem Park ganz langsam auf und ab und sprach mit sehr leiser Stimme. Nur wenn das Gespräch auf Käfer kam, wurde er etwas lauter. Als wir uns verabschiedeten, da wurden seine Augen wässrig, ich hatte ja immerhin 16 Jahre für ihn gearbeitet. Und dann sagte er zuletzt noch: «Mit den Käfern bleibe allein beim alten. Die kommen dann nach München, der Herbert soll das mal machen.»»

Es sollte anders kommen. Doch vorerst schickte Gerhard Scherer sich an, das Erbe des Konsuls nach bestem Wissen und Gewissen zu hegen. Alle ein bis zwei Wochen beantragte er bei seinem Vorgesetzten eine Dienstreise von München nach Tutzing «unter Verzicht von Reisekosten», um im Museum Frey den Leihverkehr mit den Käfern zu regeln und die Korrespondenz zu erledigen. Die Schriftleitung der «Entomologischen Arbeiten» löhnte er in seiner Freizeit weiter.

Anfang der 80er Jahre wurde für die Zoologische Staatssammlung ein Neubau konzipiert. Bei einem seiner Besuche im Museum Frey vermaß Gerhard Scherer die langen Käferschränke und zählte die Vitrinen einzeln nach, 6500 Stück insgesamt. Denn einer der unterirdischen, klimatisierten Sammlungsräume, die in der neuen Staatssammlung entstanden, war für die Sammlung Frey reserviert, und lange konnte ja deren Überführung nach München nicht mehr dauern. An die rausgehauenen Regale wurden vorerst Schüdder angebracht, «reserviert für Sammlung Frey».

Dritter Akt:

Die Rache der Witwe



Phytomyza rufipennis • Größe: 8 mm, Farnsee • 2 cm



Was war es, das die mittlerweile über 80jährige Barbara Frey dranz verärgerte? Dass sie zur Neueröffnung der Staatssammlung 1985 nicht als Ehrengast geladen war? Dass ihr Sohn Herbert darwischenfunkte, wenn sie sich mit Erbschaftsangelegenheiten beschäftigte? Fühlte sie sich nicht ernst genommen?

Barbara Frey war mit zunehmendem Alter misstrauisch und noch launischer geworden. «Sie konnte sehr charmant sein», erzten sich Gerhard Scheer, «aber wehe, wenn etwas nicht nach ihrem Kopf ging». Die impulsive Frau wollte etwas tun, legte etwas, um zu zeigen, dass mit ihr noch zu rechnen war. Ihre Söhne und auch die unverschämten Herren der Staatssammlung, so gab sie ihrer Haushälterin zu verstehen, sollten sich noch wundern! «Es war ein Herrschaftsanspruch», meint Herbert Frey rückblickend.

Frau Frey engagierte einen juristischen Berater, Dr. R., Inhaber einer honorigen Anwaltspraxis in der Münchner Innenstadt, sollte unter anderem das Testament prüfen, das Barbara Frey zusammen mit ihrem Mann zehn Jahre zuvor unterschrieben hatte. Am 8. Juli 1986 teilte er ihr etwas mit, das ihr alles Herz häpfen liess: «Sehr gehobene grädige Frau», schrieb Dr. R., «nach meiner Untersuchung können Sie das Käfermuseum auch ohne Mitwirkung Ihres Sohnes Herbert verkaufen.»

Der Schwachpunkt im Testament: Barbara Frey, die immer Zukunftsgrübelnde, hatte nicht damit gerechnet, dass die verhassten Käfer ihr nochmals Glück bringen würden. Mit einem Schlag bot sich hier die Möglichkeit, der Welt die Seim zu bieten, die Käbeliere loszuwerden und, was ja ebenfalls nicht zu versprechen war, eine nette Summe dabei zu verdienen.

«Ich habe einen Brief erworden, wie Sie gegebenenfalls je im Einzelfall schreiben sollten», fuhr der Rechtsanwalt fort. Dies jedoch war der alten Dame zu mißtrauen. Sie legte das amtliche Schreiben, das im wesentlichen von einem potentiellen Käufer des Käfermuseums die «Abgabe eines Angebots» erbat, undatiert und ohne persönliche Anrede auf die Kopiermaschine, setzte ihre Unterschrift unter die paar Zeilen und bat handschriftlich um «Antwort bitte an meine oben angegebene Adresse». Dergestalt verschickte sie den Brief vielleicht 20 Mal an Museen in aller Welt, nicht aber an die Zoologische Staatssammlung in München.

Dort erfährt man von Frau Freys Aktivitäten über einen Kollegen im kalifornischen Sacramento, der den Bundesbrief an Gerhard Scheer zurückgeschickt hatte mit der Bemerkung, die Sammlung müsse seiner Meinung nach in München bleiben, er wolle aber Frau Frey nicht beleidigen.

Gerhard Scheer seinerseits leitete das Schreiben an Herbert Frey weiter. Dieser sagt: «Wir nahmen das Ganze nicht ernst, meine Mutter war ja eine alte Frau. Zudem dachten wir, das Testament sei hinsichtlich der Käfer eindeutig.» Unternommen wurde nichts.

Wie hätten die Münchner auch ahnen können, dass man an einem Ort Frau Freys Angebot sehr wohl ernst nahm? Dass ihr Brief gleichsam die Wirkung einer Bombe hatte? Ort des Einschlags war das Naturhistorische Museum zu Basel, Augustinergasse 15.

Dort war Walter Wimmer 1968 Herr über die Insekten geworden. Ein Jahr später wurde sein akademischer Fleiss – Dutzende von Fachpublikationen hatte er zu diesem Zeitpunkt beisammen – mit einem Ehrendoktorhut der Universität Basel ausgezeichnet. An seine Stelle als Vorseher der Abteilung Entomologie rückte 1981 der 31jährige Michel Brancucci nach, der unter seiner Leitung promoviert hatte – über Wasserläufer, sein eigenes Spezialgebiet.

Walter Wimmer selber hatte eine Zeitlang erwogen, nach seiner Pensionierung im Museum Frey eine neue Beschäftigung zu suchen. Doch mit Michel Brancucci war die Wahl seines Nachfolgers «auf eine mir geübte Person gefallen», wie Wimmer am 7. April 1981 an Herbert Frey schrieb, und er sehe «momentan keine Veranlassung, mich anderweitig zu beschäftigen. Ein sehr schöner Arbeitsraum wurde mir zur Verfügung gestellt.» Über diesen Raum, gleich neben dem seines Nachfolgers situiert, verfügt Walter Wimmer, obwohl er heute in Prag lebt «und so viel publiziert wie nie», noch immer.

Für ihn, den mit vielen Wassern gewaschenen und einem untrüglichen Instinkt für das grosse Geschäft ausgestatteten Kaufmann, stand im August 1986, als das Randschreiben von Barbara Frey auch in Basel eintraf, ohne Frage fest, «dass man nicht rein sagen kann, wenn einem eine solche Sammlung angeboten wird». Etwas schwer tat sich der junge Brancucci, hin- und hergerissen zwischen Ehrgeiz und Skrupeln. Konnte Frau Frey die Käfersammlung ihres Gatten verkaufen? Würde die Stadt Basel die Mittel zusammenbringen?

Andererseits: Was für ein Coup! Wie würde wohl die Fachgemeinschaft reagieren? Wie würden die Münchner reagieren, insbesondere Gerhard Scheer, der ihm vor seinem Stellenantritt gar ein Gutachten geschrieben hatte?

Schliesslich überraschte Walter Wimmer das Reden, während Michel Brancucci die Briefe hinterhergeschickt. Schon am 1. September 1986 war die wichtigste Hürde des Deals genommen. An diesem Tag schrieb Barbara Frey in ihrer grossen, schon etwas wackligen Schrift an Michel Brancucci: «Die Erbin des Museums Frey bietet die gesamte entomologische Sammlung, einschliesslich der Bibliothek, dem Naturhistorischen Museum Basel fest an die Hand (für sechs Monate) zum Verkaufspreis von 2.300.000 DM. Mit freundlichen Grüessen.» Am 26. Oktober 1986 reisten der Vorseher und der Vorseher im Ruhestand der Entomologischen Abteilung nach Tübingen, um die Sammlung zu besichtigen.

Die verzinshane Summe würde nur einen Bruchteil dessen decken, was die Käfersammlung an ideellem und materiellem Wert barg. In Basel jedoch war man wenig erwas von der Idee, sich mit toten Käfern aus München zu profilieren. Kurz: Es wurde kein Geld bewilligt. Die Frist für das Kaufrecht verstrich ungenutzt. ♦

Vierter Akt: Der Leih- und Erbsvertrag

Im Juni 1987 unternahm Witzmer und Brancucci erneut einen Anlauf zur Geldbeschaffung. Und diesmal gelang es ihnen, nicht nur einige einflussreiche Herren der Stadt für die Sache zu gewinnen, sondern auch die «Basler Zeitung». Der selbstvertrauende Chefredaktor nahm sich der Käfer an. Ende Juni wurde die Geschichte in der «Basler Zeitung» in zwei Artikeln und vielen bunten Bildern erstmals lanciert.

Fast gleichzeitig reiste Walter Witzmer wieder nach München. Zunächst fuhr er zu Frau Frey nach Tutzing, dann besuchte er seinen Kollegen Gerhard Scherer und liess sich von ihm die neuen Räume der Stammsammlung zeigen. Bei dieser Gelegenheit überzeugte er sich davon, dass dort niemand etwas von den Plänen der Basler wusste – die Sammlung Frey kam nicht zur Sprache. Zehn Tage später schickte Rechtsanwalt Dr. R. an das Naturhistorische Museum einen von Barbara Frey bereits unterschriebenen Kaufvertrag, der den Baslern ein mittelfristiges Rücktrittsrecht einräumte. Denn noch immer fehlte das Geld.

Mit dem Ziel, die 2,3 Millionen D-Mark zusammenzubringen, fand am 21. Juli der Verein Käfer für Basel zusammen: im Vorstand Michel Brancucci als Präsident, drei Abgeordnete der «Basler Zeitung» – unter ihnen der stellvertretende Chefredaktor – sowie einige bekannte Persönlichkeiten der Stadt wie der Privatbankier Alfred Saxain als Kassier oder der röhrtige Heizungsunternehmer Elio Tomassini als Vizepräsident. Innerer Kürze waren die Freyschen Käfer vom Museumsmagaz zum Baslergut mustern. In der vom BaZ-Chronisten kolportierten Geschichte hiess es fortan, die «langjährigen Kontakte mit Walter Witzmer und den Koleopterologen am Basler Naturhistorischen Museum hatten Frau Frey zur Überzeugung gebracht, dass Basel eine ausgezeichnete Heimat für die Käfersammlung ihres verstorbenen Mannes sein könnte, und auch ihr Mann habe sich Basel als späteren Standort der Sammlung gewünscht».

Am 12. August 1987 präsentierte der Verein an einer grossangelegten Pressekonferenz sein Vorhaben, die Sammlung Frey mit Hilfe der Öffentlichkeit an baslerisches Land zu ziehen.

Endlich erwachten die Münchner Gerhard Scherer: «Ein Paparazzo von uns, mein Zimmernachbar, hörte sich um genau in der Früh die Nachrichten an, und da hiess es, die Sammlung Frey würde nach Basel verkauft. Er rannte zu mir hinüber, ich liess aus allen Wolken und befiehl ihm hinauf zu unserem Chef, doch da stand schon die Presse und wollte auch was wissen.»

Der damalige Museumsdirektor war jedoch im Moment ebenso ratlos wie Herbert Frey, der vom Treiben seiner Mutter keine Ahnung gehabt hatte. Man beschloss, zunächst einmal zu protestieren und, unter Berufung auf das Freysche Testament, öffentlich zu erklären, der Freystaat Bayern habe ein Vorkaufrecht für die Sammlung.

Als die Münchner merkten, dass die Basler ihnen juristisch um Meilen voraus waren, zogen sie die Notbremse. Am 12. August verfassten Herbert Frey und die Direktion der Zoologischen Staatssammlung einen Antrag an das bayrische Ministerium für Unterricht und Kultus, das Museum Frey sei in die Liste der national wertvollen Kulturgüter aufzunehmen. Damit, liessen sie die Basler wissen, sei eine Ausfuhr in die Schweiz verunmöglich.

Am Tag darauf zog Barbara Frey aufgrund der neuen Lage ihr Angebot an die Basler zurück. «Frau Frey kann sich an ihr Verkaufsangebot nicht mehr gebunden halten, nachdem es bis heute immer noch nicht rechtskräftig angenommen ist», schrieb ihr Anwalt Dr. R. an den Direktor des Naturhistorischen Museums. Und weiter: «Andererseits möchte Frau Frey auch wegen des sehr guten Verhandlungsklimas mit ihrem Herrn gerne den Baslern etwas Zुकommen lassen. Ich habe daher von ihr den Auftrag erhalten, bei Gesprächen mit der bayrischen Zoologischen Staatssammlung, die wohl in erster Linie jetzt nach der neuen gesetzlichen Entwicklung für die Übernahme in Frage kommt, darüber zu sprechen, dass überschüssige Teile der Sammlung nach Basel abgegeben werden können.»

Gleichentags schrieb Dr. R. im Auftrag seiner Mandantin an die Zoologische Staatssammlung mit der Bitte, «reich wegen eines Besprechungstermins anzurufen. Sicherlich wird es Lösungen geben können, die die wirtschaftlichen Interessen aller Beteiligten ausreichend berücksichtigen.»

Was dann geschah, erzählt alle Befragten unterschiedlich.

Zu diesem Zeitpunkt besuchte der Verein Käfer für Basel den Deutschen Hans-Joachim Weisak ins Spiel. Dieser, ein Käferfreund und gelegentlicher Auftragnehmer von Walter Witzmer, hatte die Aufgabe, in München die Lage abzuklären.

Er habe damals herausgefunden, dass bis zum 7. September 1987 gar kein Antrag beim Kultusministerium eingegangen sei, demnach wären die Basler in ihrem Vorhaben, die Sammlung auszuführen, nicht gebrannt gewesen. Und «Rechtsanwalt R. hat gegen den Wü-



Parasitismus 1988

Fünfter Akt:

Ende

im Streit



len von Frau Frey eine Absage nach Basel geschickt. Sie fühlte sich in ihren Interessen nicht sauber vertreten.»

Herbert Frey behauptet, die Basler hätten Dr. R. bei seiner Mutter verleundet: R. habe sie, die Basler, «geschwänzt», damit sie die Finger von der Sammlung lassen. In Wahrheit habe R. ihnen nur angeboten, die Auslagen zu ersetzen.

Michel Brancucci weist den Vorwurf der Verleumdung entschieden zurück, kann sich aber daran erinnern, dass Walter Witzmer in dieser Angelegenheit ein Teletongespräch geführt habe: «Er kam zu mir und sagte: «Ich will kein Geld, entweder die Sammlung Frey oder gar nichts.»»

Tatsache ist, dass Barbara Frey am 1. September 1987 Dr. R. per Brief das Mandat entzog, während die Basler, mit Hilfe eines eigenen Anwalts, die «Sache federführend in die Hand nahmen». Eine Woche später musste Frau Frey erfahren, dass die Aufnahme der Käfer in die Liste deutscher Kulturgüter definitiv beantragt war. Nach Basel verkaufen konnte sie die Sammlung nicht mehr. Tribügel für ihren Sohn Herbert. Was sollte sie tun? Die Sache auf sich beruhen lassen oder ihrem Sohn erst recht ein auswichen? Die alte Dame entschied sich für das zweite, koste es, was es wolle.

Es kostete sie, in Geld ausgedrückt, 2,3 Millionen Deutsche Mark – soviel hatte auch die Zoologische Staatssammlung für die Käfer bezahlt. Doch am 22. September unterschrieb Barbara Frey bei einem Notar in der Münchner Innenstadt zwei Verträge: Mit dem einen stellte sie dem Verein Käfer für Basel die Sammlung G. Frey als Leibgabe für die Dauer von 50 Jahren unentgeltlich zur Verfügung. Der andere Vertrag war ein Vermächtnis: Nach ihrem Tod würden die Basler die Käfer samt Mobiliar und Bibliothek erben. Von diesem zweiten Vertrag erfährt die Öffentlichkeit vorläufig nichts.

Damit jedoch war die Zukunft der Käfer bestiegelt. Was nun folgte, ist rückblickend nur ein Nachspiel, um dessen Ausgang jedoch auf beiden Seiten aufs erbittertste gekämpft wurde.

Normalus phyllodes • Indonesien, Malacca • 8 cm



In Basel wurde das Käferleber ausgerufen. Während der folgenden Jahre waren die Freyschen Käfer beliebtes Sujet an der Basler Fasnacht. Anlass für diverse Aktionen auf dem Marktplatz – Motto: «Kürbisse für Käfer» –, und sie gaben gar eine Vorlage für einen lustigen Pin ab.

Ersthafter war Käfer für Basel vor den bayrischen Gerichten auf: Dort löcht der Verein mit Hilfe eines Münchner Anwalts die Eintragung der Sammlung Frey in die Liste der geschützten Kulturgüter an. Fünf Jahre und drei Instanzen später entschied das deutsche Bundesverwaltungsgericht, die Käfer seien unschuldig «deutsches Kulturgut» und dürfen nur mit der Bewilligung des deutschen Innenministeriums ausgeführt werden. Diese Bestimmung gilt bis heute.

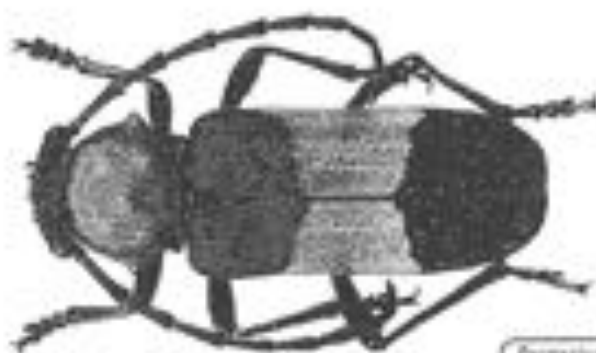
Ende 1991 klagte Herbert Frey gegen Käfer für Basel, seine Mutter sei nicht berechtigt gewesen, einen Leihvertrag mit dem Basler Verein abzuschließen. Diese Runde ging an die Basler, denn in diesem Punkt war das Testament einseitig.

Derweil wurde die Gönnerin von den Baslern bei Laune gehalten, und Barbara Frey selber rief jede Woche im Naturhistorischen Museum an. Hartmut Westak, von Käfer für Basel ab Herbst 1987 nach Tübingen abbeordert, «um im Museum Frey nach dem Rechten zu sehen», wie der BaZ-Chronist schrieb, kümmerte sich im Solde des Vereins um die alte Frau. Als ihr «Bevollmächtigter», wie er sagt, vertrat Hartmut Westak Frau Frey in familiären Angelegenheiten und schrieb ihre Briefe, zum Beispiel an den Ortspfarrer von Tübingen, der wiederholt versuchte, die alte Frau umzustimmen. Die Auseinandersetzung erdiente damit, erzählt Westak, dass Frau Frey dem Pfarrer seinen allweihnachtlichen Lodenmantel nicht mehr geschickt habe.

Auch zu ihren Kindern brach sie den Kontakt ab. Herbert Frey: «Hartmut Westak hat dauernd gegen mich und meine Geschwister gehetzt. Er hat meine Mutter total manipuliert. Nun ja, vielleicht haben wir's auch verstanden, mit ihr zu sprechen.» Kommentar von Helga Möller-Frey, seiner Schwester: «Einmal sagte sie zu mir, sie würde ja gerne zurück, aber sie könne jetzt nicht mehr. Zum Schluss war unsere Mutter sehr isoliert. Und dann liess Westak sie allein.»

Hartmut Westak weist diese Anwürfe vollumfänglich von sich: «Frau Frey war eine sehr eigenwillige Frau, sie wäre gar nicht zu manipulieren gewesen.»

Immer wieder griffen die Kontrahenten aufs heftigste zueinander. Im Januar 1990 sollte Gerhard Scherr im Auftrag des Landratsamtes Sauberg den Zustand des Museums kontrollieren. «Herbert Frey und sein Anwalt waren auch dabei», erzählt er, «doch dann schmiss uns der Westak hinaus.» Wer dabei wen in welcher Tonlage beschimpfte, wer darauf deutlich seine Meinung sagte und für ein nächstes Mal mit der Polizei drohte, all dies hielt Gerhard Scherr säuberlich in einer Aktennotiz mit der Überschrift «Rauschmiss aus dem Museum G. Frey» fest.



Paraperla laticornis

Kurz darauf verschaffte sich Herbert Frey mit einem Gerichtsschied Zugang zum Museum, weil er vermutete, Teile der Sammlung seien verschwunden. «Wie skrupellos Herbert Frey agierte», kommentiert Hartmut Wesiak diesen Vorfall, «sieht man daran, dass er dabei einen gesundheitlichen Schaden seiner Mutter einkalkulierte. Die Delegation wurde nämlich von einem Arzt begleitet.»

Die Sammlung erwies sich als komplett, Frau Frey überwand die Hausdurchsuchung schadlos. Doch einige Wochen später, am 21. Mai 1990, ernannte sie Hartmut Wesiak zu ihrem Testamentvollstrecker in Sachen Käfer. In einer Ergänzung zum Erbvertrag von 1987, die den Verein Käfer für Basel unter anderem von der Pflicht erlaubte, die Sammlung nach Basel überzuführen, ist festgehalten: «... setze ich Hartmut Herrn Hartmut Wesiak als Testamentvollstrecker ein, der mein vollstes Vertrauen besitzt, über den Sachstand des Museums G. Frey bestens orientiert ist und meiner Meinung nach am besten den Willen meines verstorbenen Mannes und meinen Willen erfüllen wird.»

Nach Unterszeichnung dieser Urkunde liess sich Hartmut Wesiak nicht mehr so oft in Tübingen blicken, «nur noch auf Wunsch von Frau Frey», wie er selber sagt. Am 4. März 1992 setzte die 90-Jährige ein letztes Mal und ohne Beglaubigung eines Notars ihre Unterschrift unter ein Dokument – so züchtig, dass die Angehörigen die Echtheit der Signatur vor Gericht anzweifeln, erfolglos allerdings. Das Schriftstück – eine Ergänzung zum Leibvertrag von 1987 mit demselben Erleichterungen für die Basler wie in der Ergänzung zum Erbvertrag – hatte auf den Lauf der Dinge keinen Einfluss mehr. Am 24. Juli 1992 starb Barbara Frey. Mit ihren Kindern hatte sie sich bis zum Schluss nicht versöhnt.

Drei Wochen später liessen diese die Käfersammlung in die Münchner Zoologische Staatssammlung überführen, wo Gerhard Scherer, nach sechs Jahren Abwesenheit, sich wieder um seine Lieblinge zu kümmern und sich an ihnen zu erfreuen begann. Die Türschlüssel des Museums in Tübingen wurden ausgewechselt.

«Barbara Freys Tod gebräutiget» und «Basler Käfer verschleppt» wurde darauf die «Basler Zeitung». Denn aus Basel hatte sich seit dem Frühling niemand mehr nach dem Wohlergehen der «Partnerin, die über Jahre mit den Baslern mitgelitten und mitgekämpft hat» (BaZ vom 14. 8. 1995), in Tübingen erkundigt. Auch Hartmut Wesiak nicht.

Die Überführung der Käfer nach München trug Herbert Frey von den Baslern eine Soulanzeige ein wegen «Pfandkehr, Nötigung und Hausfriedensbruchs». Das Verfahren verlief im Sande.

Ein knappes Jahr später, am 4. Juni 1993, klagte Käfer für Basel die Erben Frey beim Münchner Landesgericht ein: Die Käfer seien dem rechtmässigen Besitzer endlich auszuhändigen. Der langjährige Käferstrek gelangte damit auf die Zielgerade. Am 17. Mai 1995 entschied der Bundesgerichtshof in Karlsruhe in letzter Instanz zugunsten der Basler. Zwei Monate später, am 13. Juli, veranlasste der Vereins-Vize die Überführung der Sammlung von München in das Dorfmuseum von Weil am Rhein, Basils deutschem Nachbarort. Bis die Ausfuhrbewilligung des deutschen Innenministers eingetroffen sei, sollten die Käfer dort eine «erste Blüte» finden. Das Ereignis sorgte für überregionale Schlagzeilen.

Derweil schüttelt die Fachwelt den Kopf. In wissenschaftlicher Hinsicht sei es zwar egal, ob die Sammlung in München oder in Basel sei. Hauptsache, sie bleibe weiterhin zugänglich und werde



Cyphochthona guttata

Cyphochthona calceata • Indonesien • 1 cm

Anoplognathus sp. • Australien • 1 cm

lachgerecht versorgt – so lautet der Tenor bei befragten Koleopterologen. «Aber», meint etwa Clas Naumann vom Museum Alexander Koenig in Bonn, «es gibt in dieser Geschichte einen moralischen Aspekt, und der tut mir weh.»

«Eine Dummheit» sei dieser ganze Streit, bei dem nicht wissenschaftliche, sondern sammlerische Prioritäten im Vordergrund gewand hätten, kommentiert ein Kollege aus Genf.

Michel Brancucci ist angesichts des endlich erlangten Sieges nicht euphorisch. «Mit der Zeit wupfen Sie ab», erklärt er. Der für die Sammlung reservierte Raum im obersten Geschoss des Naturhi-

storischen Museums ist noch vollgepackt mit anderen Sammelgut, die marzipanen Wände und Schränke warten auf einen neuen Farbanstrich. Für die Betreuung der Sammlung Frey so sie dann irgendwann nach Basel selber kommt, wird eine Stelle innerhalb des Museums zu einem Entschlupfposten umfunktioniert.

Der «Preziosgewinn», den sich der Verein vom Besitz der Käfer für das Museum und für Basel verspricht, war der Stadt keine zusätzlichen Stellen wert. Und zudem lässt die beantragte Ausfuhrbewilligung von Bonn länger auf sich warten als erhofft. Zudem liegt der Ball wieder bei Herbert Frey, der in der Angriffenheit um eine Stellungnahme gebeten worden ist. Gerhard Scherret, seit einem Jahr pensioniert, ist vom Ausgang der Geschichte hiner enttäuscht. Mit Walter Wäzler oder Michel Brancucci spricht er nicht mehr.

Würde Michel Brancucci heute anders handeln, wenn er nochmals könnte? «Wenn ich gewusst hätte, dass wir in einem Erbstreit hinein geraten, hätte ich mich vielleicht gar nie für die Sammlung interessiert. Aber in den Momenten, in denen ich handelte, hatte ich nie ein schlechtes Gewissen, ich hinterginge niemanden. Dass Herbert Frey seine tote Mutter derart verunglimpf, finde ich eine Schande.»

Und die Käfer? Die liegen in ihren dunklen Kisten verpackt in Weil am Rhein und ruhen in Frieden.

Seine Dummheit ist Respektlos beim «Magazin»

Die Käfer-Aufnahmen stammen von Wolfgang Beher, Naturhistorisches Museum Basel.

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienenen

Das Bubenstück - Der Käferkrieg
Irène Dietschi
in DAS MAGAZIN Nr. 39 vom 30. September 1995

Man konnte es im Frühjahr 1995 als knappe Zeitungsnotiz lesen: Der Bundesgerichtshof in Karlsruhe hatte entschieden, dass die weltberühmte Käfersammlung des Münchner Fabrikanten Frey nun doch ans Naturhistorische Museum Basel gehen darf. Diesem Urteilspruch in letzter Instanz war ein zehnjähriger Krieg zwischen den Erben des Fabrikanten, deutschen Museen und dem Verein „Käfer für Basel“ vorangegangen, wobei nicht zuletzt die trickreiche Ernennung zum deutschen Kulturgut den drei Millionen toten Käfern die Reise in die Schweiz verwehrte. Ein Skandal um eine wissenschaftliche Sammlung also, den der Zeitungsleser mit Schmunzeln und Kopfschütteln zur Kenntnis nahm.

Ende September krochen im „Magazin“ die Käfer über die Titelseite. Mit der Geschichte „Das Bubenstück“ schilderte Irène Dietschi in Form einer Tragikomödie in fünf Akten, was alles hinter dem Käferstreit steckte. Aus der Zeitungsnotiz ist jetzt ein umfassend recherchierter und glänzend geschriebener Magazinbeitrag geworden, der sich (nicht nur wegen seiner Millionen Toten) wie ein Kriminalroman liest. Der Text von Irène Dietschi beginnt im Jahre 1928, als der Münchner Fabrikantensohn seine ersten Käfer sammelte und endet vor den Toren Basels, wo die Käfer in einem kleinen Museum in Weil auf ihren Sprung über den Rhein - auch heute noch - warten. „Dazwischen wurde gelogen, zerbrachen Freundschaften und Familienbände, wurde trickreich hintergangen und unversöhnt gestorben. Unschuldig sind einzig die Käfer.“ schreibt Irène Dietschi im Prolog. Es war der Jury bald einmal klar, dass die Käfergeschichte zum besten des Zürcher Pressejahrgangs 1995 gehört.

Herbert Cerutti

Der Zürcher Journalistenpreis 1996

wird

Herrn Lukas Lessing (Text)
und
Frau Ute Mahler (Bild)

für ihren Artikel

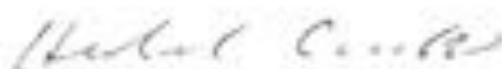
Unbehindert Behindert

erschienen in DAS MAGAZIN Nr. 29 vom 22. Juli 1995

verliehen.

Zürich, 2. Mai 1996

Die Jury:



(Herbert Cerutti)



(Esther Scheidegger)



(Margit Weinberg Staber)



(Urs Widmer)



Drei Generationen der Familie Daudert leben unter einem Dach. Auf den ersten Blick eine gewöhnliche Grossfamilie.

UNBEHINDERT BEHINDERT

Texte LUKAS LESSING
Fotos UTE MAHLER/OSTARBEIT



Großmutter Christa Daudert,
Schwiegersohn Marco,
Töchter Gabi und Sylke
beim Pflanzabend
in der guten Stube

bei der schon mal die Fetzen fliegen.
Doch es gibt einen Unterschied: Mehrere
Familienmitglieder sind schwer behindert.



«Einen Sinn muss die Behinderung hat sich der liebe Gott gedacht,

■ Die Höhle der Familie Daudert ist ganz dunkel voller Menschen und Dinge. Grossmutter Christa Daudert bittet uns erst mal rein und setzt uns an den grossen Tisch. Sie bringt Kaffee. Sie ist sehr dick und verdrängt viel Raum um sich herum. Ihre Tochter Sylvia schiebt sich vorsichtig an ihr vorbei und lächelt verlegen nach oben. Deren Tochter Frauke sitzt schon am Tisch und macht Hausaufgaben. Sie graviert riesige Ziffern in ein alt geschundenes Heft und bewegt sich dabei unruhig hin und her.

Christa Dauderts dreijährige Enkeltochter Nadine läuft auf den Stuhl ihrer Grossmutter zu, wo sie an deren Leibeshülle abprallt und nach hinten fällt. Sie steht rasch auf, ohne zu weinen. Sie will eine Spieldose aufgezogen bekommen, die in der Vertise hinter der Oma aufbewahrt ist. Das geht in Ordnung.

Wir wissen nicht genau, wie wir jetzt anfangen sollen. Ein paar Magländer der Familie Daudert sind geistig behindert. Zumindest Sylvia und wohl auch deren Freund Werner. Und deren Kind Frauke! Und wer noch?

Frauke weiss, worum es geht, weil sie schon oft genug von irgendwelchen Fremden gelagt und untersucht wurde. Wahrscheinlich gehören wir auch zu dieser Art von Fremden. Ich bin geistig, sagt die Zehnjährige ganz laut, denn sucht sie ein bisschen nach dem Wem: behindert, fagt sie leiser hinzu.

Das will Grossmutter Christa nicht so sehen lassen. Du bist lernbehindert, ruf sie ihr aus nächster Nähe zu. Und körperbehindert! Aber nicht geistig behindert, das bist nicht!

Nadine, Fraukes kleine Cousine, hält inne. Sie spürt, dass das Gespräch der Erwachsenen wichtiger wird als ihr Spielzeug. Nadine ist klein und zart, fast durchsichtig gegenüber der ein wenig massigen und tolpatschigen Frauke. Ausserdem ist sie sieben Jahre jünger als ihre Cousine und doppelt so rasch unterwegs wie sie.

Sylvia, Fraukes Mutter, rutscht jetzt auch unruhig auf ihrem Stuhl hin und her. Sie sagt nichts. Sie hat Angst vor uns. Ihre Mutter beginnt: Aho, meine Tochter Sylvia hat Skoliose. Ihre Wirbelsäule ist seitlich verbogen, so stark, dass sie ihr eine Stange einoperieren müssen, da war sie zwölf. Ihr Freund Werner ist geistig behindert, seine Mutter hatte durch einen Unfall einen Schock, als sie mit ihm schwanger war. Ausserdem ist Werner schwerhörig, was erst die Psychologin erkannte, die vor 15 Jahren ihre Doktorarbeit über ihn geschrieben hat. Seitdem trägt Werner zwei Hörgrossen.

Sylvia und Werner möchten heiraten, aber der Werner weiss nicht so genau, ob er wirklich will oder doch lieber nicht. Heute so und morgen so, wie das mit Behinderten ist, sagt die Oma. Ausserdem hat er Angst, dass Sylvia ihn in der Ehe unerbarmen. Sie ist doch wendiger als er, auch wenn er schon soviel von ihr gelernt hat! Wenn Syl-



wohl haben, alles in allem. Irgendwas sonst wäre das Ganze ohne Sinn.»

via und Werner tanken, das passiert oft genug, liegen sowieso die Fetzen. Seine Mutter ist früh gestorben, und der Vater hat ihn ins Heilm gesteckt. Dort hat ihn Sylvia vor 13 Jahren kennengelernt. Zwei Jahre später wurde sie schwanger. Wir haben natürlich nichts gemerkt, die Sylvia trägt ja ein Korsett.

Sylvia sitzt da und hört sich ihre Lebensgeschichte an. Frauke sitzt auch da und hört sich die Lebensgeschichte ihrer Mutter an, die ein bisschen ihre eigene Lebensgeschichte ist. Wie die Skoliose bei beiden: idiopathisch, heisst es in der Medizin, von sich heraus entstanden. Eine Umkehrübung für Niemand weiss, woher das kommt. Auch wenn die Krankheit in einer Familie – wie hier – gehäuft auftritt, heisst das nicht unbedingt, dass sie vererbbar ist. Möglicherweise liegt die Vererbung lediglich im zu schwachen Muskel- oder Bindegewebe, das Skoliose begünstigt.

In kurzer Zeit verschlimmerte sich die Krankheit bei Frauke, innerhalb eines halben Jahres wurde die Wirbelsäule krumm, genauso wie bei ihrer Mutter. Auf Herz und Lunge drückt sie, wie bei der Mutter. Eine Stange wird wohl einoperiert werden müssen, um den sich windenden Körper gerade zu zwingen, im Alter von zwölf. Wie bei der Mutter. Dazu kommt noch die Lernbehinderung, wie bei der Mutter. Oder nein – ein bisschen weniger als bei ihr. Die Tochter hat grössere kognitive Fähigkeiten, sie wird sich einmal besser in der

Welt bewegen können. Wenn nicht diese allgemeine Schwäche des Gewebes wäre, wie bei der Mutter. Wäher die nur kommen mag!

Das muss man sich vorstellen, jetzt wird die Grossmutter ein wenig lauter, das Mädchen ist schwanger, und die erste Ärztin sagt ihr, sie sei zu dick, sie müsse abnehmen. Die zweite Ärztin stellt einen bösartigen Tumor fest – darüber muss die Oma heute noch den Kopf schüteln. Aber Sylvia war in der 25. Woche schwanger, wie wir später gesehen haben. Das kann doch nicht sein, hat die Sylvia dann gemeint, ich habe nichts mit einem Mann gehabt. Der Werner irrt sich, dass da nichts war wasserfestig. Nur Pessing, hat der Werner gesagt – die Oma kann couragiert über alles sprechen. Sylvia könnte das nie sagen, denkt sie, nicht zu Fremden. Nicht zu all den Fragestellern.

Der Werner sei wenig gewissen, findet die Oma, Handarbeit ist doch mein ganzes Recht, hat er gesagt, wir würden doch nichts davon verstehen. Aber schliesslich hat der Arzt ein Gutachten geschrieben, in dem steht, dass das Kind durch Pessing entstanden ist. Naja. Die Oma verdreht ein wenig die Augen, weil sie die Angelegenheit auch ein bisschen merkwürdig findet.

Ob sie dem Arzt glaubt? Was weiss ich, wie das gehen soll, sagt sie, jedenfalls steht es im Gutachten. Mein Mann wollte das nicht glauben. Der dachte, wir spinnen rum, als wir vom Krankenhaus zurückkamen. Zuerst wollten wir das Kind wegmachen, die Sylvia



war doch erst 16 Jahre alt, und das Baby war nur ein kleiner schwarzer Punkt auf der Fotografieliste.

Die Oma sitzt auf Frauke neben ihr, die ganz in ihre Hausaufgaben versunken scheint, aber schon länger nachts mehr aufschreibt. Sie besetzt ihren Stuhl mit beiden Händen. Der kleine schwarze Punkt lebt hier. Wegen der Stange in ihrem Rücken durfte Sylvia ihr Kind nicht austragen. Über die Oma fort, also haben sie es sechs Wochen vor der Geburt geholt. Was ich gelüften bin, um die notwendigen Untersuchungen aller zusammenzubringen, zu sechs verschiedenen Leuten, ich sage ihnen, das war vielleicht ein Theater. Aber die Sylvia ist darüber hinweggegangen, als ob sie ein Pappchen abgelegt hätte, nichts weiter. Der Werner ist dann in ein Heim zum Oben für selbständiges Wohnen gekommen. Richtig gelernt hat er das aber erst, als er zu uns zog vor sieben Jahren. Sylvia lacht, Tochter Frauke kam mit offenem Mund zu.

Es knackte an der Tür, Gabriele kommt, Nadesins Mutter, Sylvias Schwester. Sie ist nicht klein und ein wenig plump wie Sylvia, sondern groß und sehr dünn, mit Händen so schmal wie die ihrer dreijährigen Tochter. Misstrauisch begrüßt sie uns Gäste, stichende Augen, die schnell wegsehen. Gabi verschwindet mit Nadine in den abgelegenen Teil der Familienwohnung.

Die Frage war natürlich, was mit Frauke ist, erzählt die Oma weiter. Erst habe es, mit Frauke sei alles in Ordnung, aber ich habe dich gesehen, dass du etwas nicht stimmte. Davon kommt die Ärztin an und sagt mir, gucken Sie her, ich zeige Ihnen mal, wie man Pampers anzieht. Da bin ich erst mal ausgerollt.

Jetzt scheint Christa Diederich noch ein wenig mehr anzuschwellen, sie spricht sich in zunehmende Ferne. Ihre Assistentin als Mutter,

Bernhard und Organisations will sie nicht angezweifelt wissen, schon gar nicht von einer sogenannten Respektsperson. Die frag mit ihrem launischen Ausdrücken an, so die brisante Grossmutter weiter über die Ärzte, dass ich sie erst mal anzufahren musste. Jetzt sagt Sie mir das mal auf deutsch. Aber dann war Frauke nur vier Wochen im Krankenhaus.

Das ist kein schlechter Schnitt für die Diederichs - Sylvia hat ihre halbe Jugend dort verbracht. Skolioseoperation, Gallenleiste, Nierenleiste dreimal, Uterusoperationen, Kieferoperationen, damals Hämorrhoiden. Die Sylvia kam auf vier bis sechs Monate Krankenhaus im Jahr, sagt die Oma wie anerkennend, die hat bei jeder Krankheit «hier» grüßen, als der liebe Gott ans Verteilen ging.

Mit Frauke fingen die Probleme erst ein bisschen später an, so die Oma weiter, die Skoliose sowieso, dann Gehirnhautentzündung, dann Halbsitzenlähmung. Immer war was los, Frühförderung, Behindertenkinderkassen, Sonderschule für Behinderte.

Da war ich auch, sagt Sylvia während. Ja, sagt die Oma, na ochter. Echt wahr? fragt Frauke. Klar war sie, sagt die Oma.

Sylvia und Frauke sitzen jetzt wie gleichaltrige Geschwister vor der Grossmutter, die beide mit dem gleichen Blick stählischer Resolute betrachtet. Ihre Kinder ihre umgebungsbedingten, mühevollen, unartigen, schönen Kinder. Beide sind jetzt um die zehn Jahre alt - Frauke sowieso, und der 25-jährigen Sylvia am meisten die Psychologen die Geistesverfassung einer Zwölfjährigen. Das besitz Sie ist noch ganz offen, aber schüchtern natürlich auch. Sie will erwachsen sein, aber sie kann es nicht immer. Sie respektiert die engen, festgelegten Grenzen zwischen den Erwachsenen nicht, weil sie so viele von deren Abmachungen nicht kennt. Sie weiss nicht so recht wozu mit

Die Welt ist voller Schranken, die nicht für alle gleich sichtbar sind.

sich. Sie wird die Grenzen nie kennenlernen, sie wird es nie so mehr wissen. Frauke wird das schon, aber erst später. Sie läßt ernt an.

Es knackt an der Tür, Werner kommt. Werner, wir sehen das im ersten Moment, jeder sollte das sofort, ist ein herrensüßer Metzger. Er ist links, unsicher, hat zu lange Haare, vor allem hinten, und schlechte Zähne. Werner kann kein Wässerchen tröben. Nur verstehen können wir Werner nicht. Werner spricht ganz selbstverständlich, doch es sind nur lauter kleine Explosionen in der Mundhöhle zu hören, ein Zischen und Knachen und Gurgeln mit unfehlbaren Lauten. Werner begrüßt uns sehr freundlich, legt rasch seine Nasenjacke ab und erzählt offenbar ein paar Ereignisse des Tages. Die anderen hören Werner ganz normal zu und besichtigten seine Aussagen. Die Oma spricht begeistert auf den Aufregten ein. Nein, brauchst du nicht, Werner. Lass mal, das kannst morgen machen.

Was denn? Der Glascontainer wurde heute nicht geernt, obwohl der entsprechende Wochentag ist. Werner wollte eben mit den leeren Flaschen rumgehen, wie er das immer macht an diesen Tagen. Aber wenn der Container voll ist? Soll er die Flaschen dann dazwischen stellen? Werner läßt es nicht, wenn die gewohnte Ordnung durchbrochen wird. Selbst haarfeine Risse darin machen ihn nervös. Sylvia ist froh, dass Werner da ist. Er bleibt hinter ihr stehen.

Die Oma führt das Gespräch weiter. Mit 16 hatte die Sylvia natürlich nur ein Kind, wenn Besuch da war, sonst nicht. Na ja, die war natürlich noch zu jung dazu. Also habe ich die Frauke erzoogen. Das war auch schon egal, wo ich doch meine eigenen drei Kinder aufgezogen habe. Bei der Gabi kam die Klara ein bisschen später, sie war schon 19. Das war verflucht was, ich sag Ihnen. Die Nadine wurde einen Tag nach mir geboren, am ersten Weihnachtstag, aber dem Moment zu früh, die konnte es nicht mehr erwarten. Ich sehe das noch vor mir, wie alles voller Blut war, die Baby in der Alufolie, mit all den Drähten drum, und den Bratkanen. Im April war die Klara im Krankenhaus. Was macht die Milchtrai, haben wir immer gefragt, weil viel schwerer als eine Milchtrai war die Klara nicht.

Es knackt an der Tür, der Grossvater kommt. Werner Dauden, ein kleiner, gebräuntes Mann mit ein bisschen schütterem Haar, genauso alt wie seine Frau. 34, seit 28 Jahren aus der verheiratet.

Die Oma reagiert nur aus ihrem Nackenmuskel heraus auf ihren Mann. Durch die fast unmerkliche Kopfneigung weist sie ihm seinen Sessel an, den er sowieso eingenommen hat. nach dem kurzen Gang in die Küche um eine Flasche Bier. Nein, zwei Flaschen heute, eine für sich, eine für mich. Die Fotografin – was Susse gefällt? Auch Bier? Na ja, warum denn nicht. Werner Dauden ist ein präkolumbianischer Kavalier der alten Schule, Bier für die Männer, Likör für die Frauen. Aber heute nimmt man das ja nicht mehr so streng. Opa Dauden kommt aus Oesperussen, da würde sie was noch ernst genommen.

Wir sitzen an der Grossvater schreibt sich in seinem Fotoalbum. Das lesen, besichtigen des Zimmers. Eigentlich dem einzig bequemen. Früher hätte man wohl Heuherrchenplatz gesagt. Das heutige Verwandhaus-Fernsehstudio ist nicht mehr als ein Zitat vergangener Zeiten. Opa Dauden ist gleich still und fixiert den ausgeschalteten Fernseher in der Blickrichtung des vielfach verstellbaren

Schalles. Auch er liest die Abwechslung nicht, doch seine Frau hat die Fernbedienung vor sich liegen und die beiden Zeitschriften, die sie im Abonnement haben: «HörZu» und «Funkwelt», für das Fernsehprogramm. Jetzt will sie reden, sowohl ist klar, jetzt wird nicht geglaubt.

Wir hören zu und beginnen zu bräuen. Finstere Gedanken toben sich durch unsere Beobachtergehime. Was ist hier los?

Frauke! Hand runter! befehlt der Grossvater unerwartet aus seinem Fernsehstuhl. Nicht im Rechenstuhl schreiben, sagt die Grossmutter und drängt Frauke vom Tisch auf ihren Stuhl zurück. Frauke schreibt im Rechenstuhl! Nicht im Rechenstuhl! Sylvia schaut zu, wie ihre Tochter erzogen wird. Sylvia ist selber Tochter. Genau, sagt Werner, nicht im Rechenstuhl schreiben! Wie Werner länger ruhet, kann die phorastischen Explosionen einzelnen Wörtern und Sätzen zuordnen.

Hans-Werner ist auch so ein Fall, sagt die Oma, mein Alteser. 31 ist er, verheiratet, aber schon wieder geschieden, mit vier Kindern. Von denen sind oft welche da, meistens zwei übers Wochenende. Dann ist hier voll. Mit seiner jetzigen Frau hat er auch zwei Kinder.

Jetzt, sagt Gabi bitter aus dem Off, sie sitzt hinten an der Wand, das ist doch schon lange vorbei. Ist doch schon länger seine dritte schwanger. Na ja, sagt die Grossmutter, lass mal sein. Jetzt ist er jedenfalls in den neuen Bundesländern, in der ehemaligen DDR, auf Montage. Seine Firma baut dem ein Aussehen. Übermorgen will er zurückkommen, zur Hochzeit von Gabi und Marco. O Gott, sagt Sylvia und verdreht die Augen. Hans-Werner kommt? Blass nicht!

Die Grossmutter wirft ihr einen milde zurechtweisenden Blick zu. Es knackt an der Tür, Marco kommt, Gabi Zukünftiger. Ein kleiner, umgrübler Bundeswehrsoldat, 22 Jahre alt, Nadines Vater. Die Uniform scheint ihm ein wenig zu gross, es ist aber nicht genau zu sehen wo. Gabi, die ein wenig grösser ist als Marco, nimmt ihn zu sich ins Zimmer, mit einem vorwurfsvollen Blick auf ihre Mutter. Was du da alles ausplauderst! Was für eine Familie du hast!

Es kommt Bewegung in die Gruppe. Werner muss aufrücken, weil er den Wiggelenden im Weg sieht. Wäcker dich nicht setzen? fragt die Oma. Die Fotografin will ein Bild machen, Sylvia schreit auf, hält die Hände vor ihr Gesicht. Der Opa schauert selbstverständlich den Kopf. Sylvia weint und kommt aus dem Zimmer, so schnell sie kann. Das ist nicht sehr geschwind, aber es macht viel Bewegung. Nicht schon wieder, sagt die Oma. Der Opa schüttelt immer noch schweigend den Kopf und redet zu sich selbst, zu leicht für die anderen. Frauke sieht ihrer Mutter nach und beginnt wieder zu zeichnen. Werner sagt unruhig von einem Bein auf andere. Hinter einer der zahlreichen Türen ist Schluchzen zu hören. Werner geht Sylvia nach, die Oma auch. Das wird schon, sagt sie, Sylvia hat einen inkontinentalen Himschaden, wegen des Blutsalaksens.

Her muss man ja durchziehen, sagt der Opa. Er schaut unruhig auf den kalten Fernseher. Es ist nicht leicht, mit ihm ein Gespräch zu kommen. Sie haben eine schöne Wandstellersammlung. An der Wand hängt uns hängen Hunderte davon, alle mit Landschafts- und Architekturmotiven darauf.

Ja, sagt er freudig, das ist ein Hobby von mir. Ich nehme von überall welche mit. Aber nur schwarzweisse, keine bunten. Nur schwarz-

Werner spricht selbstverständlich, doch es Explosionen in der Mundhöhle zu hören, ein

weise. Der ganz in der Mine bin ich, die Fonia Westfalica, da bin ich ganz geworden. Darum hängt der genau in der Mine. Was glauben Sie, was das für eine Arbeit war, dass der in der Mine hängt. Können Sie übrigens mal die Teller fotografieren, aber so, dass alle drauf sind. Ich muss genau wissen, wo jeder hängt, weil wir ausmalen wollen, und danach muss jeder wieder auf seinen Platz. Den finde ich nie mehr ohne Foto. Meine Kinder bringen mir auch von überall her Teller mit, wenn sie welche finden. Aber es gibt Stellen, glauben Sie das oder nicht, da gibt es keinen einzigen schwarzen Teller zu kaufen. Und braune Teller nehme ich nicht. Wollen Sie noch ein Bier?

Wir kommen mal herum, sagt die aus dem Nebenzimmer zurückkehrende Grossmutter, mit dem Kopfheft nach Paris, an den Flaisse. Nach Stade ins Aile Land oder in die Lönerburger Heide. Entweder mit dem eigenen Auto oder mit dem Bus. Leider geht das immer nur ganz kurz, zwei, drei Tage. Finanziell können wir schon länger bleiben, aber wegen der Kinder geht das nicht. Die können nicht länger allein sein. Sylvia und Werner haben wir auch schon mal mitgenommen und am Aisner abgesetzt, da waren sie dann drei Wochen allein, und wir sind zusammen mit Frauke an den Willinger weitergefahren. Das ging auch gut. Die beiden bekommen dann für jeden Tag extra Umschläge mit Geld, die helfen sie sich mit Sicherheitsnadeln an den Pullover. Dass wissen sie, was sie angeben können. Sonst verlieren sie den Überblick. Wenn Werner Geld hat, ist es gleich weg. Er kauft einfach das Erbsenbrot, was er sieht, egal, ob er es braucht oder nicht.

Die Oma atmet erst mal richtig tief durch, sie spricht sich langsam frei. Die beiden werden immer hilflos brauchen, sagt sie, wenn ich mal nicht mehr kann, dann wird sich Frauke um die beiden kümmern, darauf arbeite ich hin. Einen Sinn muss es ja wohl haben, alles in allem. Irgendwas hat sich der liebe Gott gedacht, sonst wäre das ganz ohne Sinn. Jetzt können Sie fotografieren, Sylvia ist einverstanden.

Sylvia ist tatsächlich wiedergekommen und lächelt. Werner ist auch wieder da und lächelt ebenso. Nach ein paar Fotos wollen wir uns erst mal verabschieden, weil die Familie erschöpft wirkt. Gestauso wie wir.

Sylvia und Werner gehen wieder in ihr Zimmer, ein etwas zu vollgestauter Fluchtweg von Teenagern – Pöner, Nippes, Fernseher, Fernseher. Im Mikrowellenherd auf dem Tisch wärmen die beiden Fertiggerichte, wenn sie nicht aus den anderen essen wollen. In der Küche speit sich Geschrei. Das ist unsere Küche, sagt Sylvia stolz.

Opa Dauden dreht den Fernseher an und raucht ab. Oma Dauden muss noch zu Christa hinauf, einer Rollstuhlfähren, die sie wie ein paar andere Behinderte auch gegen Geld pflegt. Das ist ihr Job, den sie sich mit ihrer Tochter Gabi teilt. Eigentlich lässt sie gerne Kochen lernen, aber ihre Eltern waren dagegen, die Tochter sollte damals nicht auswärts wohnen. Der Mann war früher Lastwagenfahrer, dann Hausmeister, solange es noch ging. Jetzt ist er Frührentner und arbeitet nebenbei ein paar Stunden pro Tag als Anhalter bei einer Metall- und Drahtwarengrosshändler. Auch er hat Skoliose, aber das ist in der Familie kein Thema, selbst für die Oma nicht.

Das Hochhaus am Stadtrand von Bergisch Gladbach bei Köln ist bis unter das Dach voller Behinderte. Ein etwa dieser Bevölkerungsgruppe gewidmeter sozialer Wohnbau. Das ist schon ein bisschen

Gelicht, sagt Oma Dauden, inner Behinderte. Dafür ist unsere Arbeit gleich im Haus und die Wohnung gross.

Das ist notwendig. Bis vor kurzem waren die vier Zimmer von acht Leuten bewohnt, wenn niemand zu Besuch war – gerade genügend, meist bis unter die Decken mit Dingen zugewachsene Räume für den Unterschlupf einer grossen Familie. Gabi, Marco und Nadine zogen erst während in eine eigene Wohnung, ganz in der Nähe. So haben Sylvia und Werner jetzt zwei Zimmer für sich. Frauke wohnt im Schlafzimmer der Grosseltern, mit Spielzeug und Hochstuhl und Schreibpult. So gross ist dieses Schlafzimmer, dass sogar noch ein achtstücker Schrank hineinpasst, sagt die Oma, und eigenes Fernsehen für Frauke.

Morgens geht Frauke zur Schule. In ihrer Klasse, der vierten Schulschule, rechnen manche Kinder im Zahlenraum bis zehn, andere bis eine Million. Ein Junge sitzt im Elektrorollstuhl und kann weder die schlingelnden Bewegungen seines Kopfes noch das Zucken seiner Gliedmaßen unter Kontrolle haben. Ein Mädchen wirkt auf den ersten Blick so durchsichtig, dass wir uns nach dem Grund seiner Anwesenheit fragen. Erst als es aufsteht, sind seine verküppelten Hüften zu sehen.

Die Kinder arbeiten im Klassenzimmer individuell vor sich hin, jedes nach seinen Fähigkeiten. Frauke kommt auf einer speziell adaptierten Schreibmaschine Buchstaben auf das Papier, für sie ein leichter Weg als das Schreiben mit den unruhigen Händen. Sie ist schon um so vieles weiter als noch vor ein paar Jahren, sagt die Klassenlehrerin Ingrid Nippel, als sie zu uns kam, wollten wir einen Intelligenzquotienten von 65 les, das wird als gering behindert eingestuft. Heute geht Frauke lediglich als lernbehindert, weil ihre kognitiven Fähigkeiten so gut herauskommen. Sie ist nur zu konzentrationsschwach, zu leicht abgelenkt, zu springhaft.

Als Frauke zu uns kam, hatte sie kein Bewusstsein über sich und ihren Körper, sagt die Krankengymnastin Gertrud Böner. Sie konnte nicht links von rechts unterscheiden, sich keine Schuhe anziehen und ist nach dem Klo mit rauhem Po über den Gang gelaufen, weil das für sie ganz normal war. Das ist viel besser geworden, seit wir mit ihr Konzentration, Handlungsplanung und das Bewältigen von Missfolgen trainieren.

In dieser Schule in der heiligen Waldenbachstrasse vor Köln gibt es keine schillen Pausenglocken, kein Disko der Stunde. Gehen wir in die Schwimmhalle? fragt die Lehrerin ruhig, als es an der Zeit ist. Langsam und unaufhörlich macht sich die kleine Gruppe Kinder auf den Weg, humpelnd, hinkend, laufend, rollend. Jedes, wie es kann.

Im Wasser scheinen die Lebensfreude der Kinder aufzublähen. Manche müssen mit einem Luft ins Becken geholt werden, der Rollstuhl fährt treibt in einem bizarren Gebilde aus Schwimmreifen und Luftpolstern reibungslos zwischen die anderen. Doch das Paddeln, Spinnen, Rudern und Träumen ist lang wie in jedem Hallenbad. Die Kinder besänftigen die Lehrerin im Becken, schwimmen sich an sie. Frauke hat einen speziellen Schwimmreifen umgeschneidelt, mit zwei akzentuierenden Luftschläuchen am Rücken, die ihr freie Armbewegungen ermöglichen.

Sylvia und Werner arbeiten in den Gemeinnützigen Werkstätten Köln. Hier verrichten 240 behinderte Mitarbeiter unter der Anleitung

sind nur kleine Zischen und Krachen.

von Metallbedruckten Bestreuer industrieller Taigläser, Zusammenbau des Schalgerätes für die Viergangstriebe des Ford Focus, Umverpackungsarbeiten für die Metallfirma Klockner-Humboldt-Deutz, Bestückung kleiner Serien von Platinen für elektronische Sievergeräte, Versand von Informationsbroschüren der Bundesministerien im nahen Bonn.

Sylvia montiert regnabweisende Abdeckungen auf Traktorsuspensionsanlagen, Werner bedient eine Maschine, die die Klingelassen von Gegensprechanlagen freischneidet. Beide werden, wenn es ihr Zustand erlaubt, wie alle anderen hier bis zum Rentenalter arbeiten, also bis 58 oder 60. Sylvia verdient 400 Mark, Werner 674 Mark im Monat, das liegt weit über dem Bundesdurchschnitt für Behinderte mit 240 Mark.

Die rollstuhl-, sprecher- oder blindengerechte Adaption mancher Arbeitsplätze kosten ein Vielfaches des darin erwirtschafteten Profits. Manche Arbeiter und Arbeiterinnen sind nur hier, um irgendeine Struktur in ihrer ausufernden Tage hineinzu bekommen. Sie sind glücklich, wenn sie als Tagesperson eine Spüle in der Kantine geringfügig oder einen Umkleekabowen gefügt haben.

Die Arbeitsplätze sind hoch subventioniert – durch die großzügigen Ausgleichszuflüsse jenseits der Betriebe, die lieber Pensen zahlen, als Behinderte einzustellen. Deswegen kann die Behindertenfirma handhübschliche Preise unterbieten, allerdings nicht die des Oblokts, denn dort wird noch billiger gearbeitet. Das ist das Problem für die Zukunft.

Sylvia und Werner sind sehr stolz auf ihre Arbeit. Sylvia wird demnächst versetzt, dann wird sie die Firmenstellung und Nachrichtensprechfunktion innerhalb der Firma übernehmen. Das ist eine verantwortungsvolle Tätigkeit, für die man viele Namensschilder, Firmennamen und Adressenlisten unterscheiden können muss. Werner prüft, wie seine Schraubmaschine funktioniert. Links ein Teil des Klingelastes hineinschieben, Knopf gedrückt, das pneumatische Fräusen der Maschine abgewarten, und wieder ist ein Klingelstück montiert. Da capo. Mit zackigen Bewegungen demonstrieren Werner die Beherrschung der Maschine, der graue Arbeitsmanuill flüstert wichtig im Laktamen seiner Bewegungen.

Nach der Arbeit fahren Sylvia und Werner nach Hause, mit dem Linienbus durch das erlöse Einfamilienhaus-Labyrinth der Vorstädte zwischen Köln und Bergisch Gladbach. Sylvia nimmt manchmal eigene Wege, weil sie noch am Supermarkt vorbeifährt. Eigentlich soll sie wegen ihrer Wirbelsäule nichts Schwere tragen, doch sie ist es trotzdem, um sich und anderen zu beweisen, dass sie es kann. Werner fährt meist auf direktem Wege und wie auf Schienen. Etwas Ungewöhnliches wirkt ihn umrennen aus der Bahn, ein Stromausfall bei der S-Bahn, ein umgeleiteter Bus. Von so etwas spricht Werner taglang.

In der Wohnung ist es heute abend noch ein bisschen unruhiger als sonst, weil Gobi morgen heisst. Marco sitzt auch da und wartet. Die beiden Kinder drehen aufgekrazt Runden. Nachbarn sitzen um den Tisch und trinken mit. Derbe Witze machen die Runde, respektlose Zonen, herrliche Kalauer. Jeder schiesst jeden ganz ohne Distanz an, niemand ist darüber erzürnt oder verwundert, alle unterhalten sich königlich.



Opa mit (Enkelinnen Nadine und Frauke, hinten Werner)

Für einen Fullertabend ist es aber auch wieder beschaulich: Die Nachbarn gehen bald. Gobi und Marco wollen ihm nahe Stammkneipe besuchen, etwas trinken. Gobi ist richtig aufgeregt, sie spricht und stellt Fragen wie nie zuvor. Opa Dauden bestirnt Seltsam zu, für das Buffet am nächsten Abend. Opa Dauden sieht fern und trinkt Bier. Manchmal schaut er den Kopf, weil es so laut ist. Alles ist so informell, als würde hier dreimal täglich gefeiert werden.

Wir beschließen, mit Sylvia, Werner und Frauke einen kleinen Ausflug zu machen. Die Oma weiss das inmenswerteste Ziel der Umgebung, das Kloster und der Dom zu Altenberg, im Tal der Rhine bei Odensul. Unterwegs holen wir noch Fraukes Schuhe von der Reparatur, 55 Mark für zwei Paar. So unten, klagt Werner, das ist so viel Geld. Was das kostet. Du gibst so viel Geld aus. Warum immer so viel Geld? Werner setzt sich in Fahrt, vom Bekleidungs her bräut er in Richtung der billigen, hübschen Plätze. Du musst sparen, ruh er, sparen muss man.

Werner sagt gern vorne im Auto, hier fühlt er sich gut. Sonst muss er hinten sitzen, weil die Grosskern vorne sind. Wenn er sich gut fühlt, spricht er viel. Auch Sylvia redet jetzt wie ein Wasserfall. Über morgen, über Köln, über die Nachbarin. Gobi kann morgen natürlich kein weisses Kleid anziehen, sagt sie, weil schon ein Kind da ist. Fast miserlich erzaunt sie sie, dass wir das nicht von vornherein angenommen haben. Frauke ist schweigsam.

Frauke, willst die Eltern heissen? Traumhochzeit schiesst es nur ihr heraus, da muss sie selbst lächeln. Das ist eine Reality-TV-Show auf RTL, die ihr gut gefällt.

Ist das etwas für deine Eltern? Frauke schweigt. Willst du heiraten, Frauke? Ne, sagt sie überzogen. Welchen Beruf wirst du haben, Frauke? Rockmusikantinnen. Und welchen noch? Kelly-Familie-Tänzern (das ist eine irische Tronic-Pop-Familienband mit eigener TV-Show).

Wir fahren in die Hölle, Frauke (auf einem Schild am Straassenrand steht Hölle), Frauke brüllt sofort los. Voller Angst hält sie sich mit beiden Armen den Kopf, kränzte und schützte sich vor Weinen.

Das war nur Spass, Frauke. Das heisst hier nur an. Nein, nicht mal das, Hölle heisst der Ort. Sah nur aus wie Hölle.

Werner sieht sich umhügelig um und sagt nichts mehr. Sylvia tröstet Frauke. Wie dünn das Eis ist unter uns.

Von aussen ist der Dom nach besichtig (es regnet in Strömen), innen eigentlich auch. Frauke will trotzdem alles wissen: das Jesuskind, die Kanzel, das Taufbecken, die Orgel. Sie kennt nichts und will alles erklärt haben, genauso wie ihre Eltern. Oder fast genauso. Die wollen auch alles erklärt bekommen, nur trauen sie sich das nicht zuzugehen, weil sie länger erwachsen sind. Deshalb müssen sie doppelt

lensch auftreten, doppelt viel sagen, doppelt kündigt run, zumindest wenn die Oma nicht dabei ist. Dann haben sie die Verantwortung, die sie auch gern übernehmen, etwa über Frauke: Sie sind die Instanz. Frauke, komm, wir gehen jetzt. Mach schnell! Frauke, mach, wir haben es nötig! Einfach so, weil etwas getan werden muss. Wie rührend und hilflos Werner aussieht, wenn er seine Befehle gurgelt.

Das findet auch Frauke, aber sie sagt nichts. Sie hat gelernt, das Einfache zu tun, wenn das Komplizierte kaum gelöst werden kann. Ich habe Hunger. Gehen wir essen. Lange stehen wir vor einer riesen Passagierengruppe, obwohl wei und braun kein Auto kommt. Werner hat zwar gedrückt, aber offenbar nicht fest genug. Alle warten unruhig, können aber nicht gehen. Die Welt ist voller Schranken, die nicht für alle gleich sichtbar sind. Frauke wartet mit den anderen, weil sie die Tochter ist. Frauke wird nicht ewig warten.

Im Restaurant, beim Griechen, ist Werner sehr ruhig, das hat er lange und schwer gelernt. Ich kann nicht lesen, sagt er und schiebt die Speisekarte zurück. Der Köhler sieht in kurz an und tritt weiter aus, eine für Frauke, eine für Sylvia. Die von Werner lässt er liegen. Sprachfehler oder Hörfehler, denkt er wohl. Ich kann zwar nicht lesen, sagt Werner zu uns, aber ich bin nicht bekloppt.

Beim Essen sprechen wir alle sehr viel. Frauke ist sehr offen, auch wenn sie von ihrem Eltern ständig zurückgepfiffen wird. Beide sind so sehr auf die Einhaltung sämtlicher Anstands- und Besonnenheitsbedache, dass ihre Kontroll- und Zurechtwesensmassnahmen alle Regeln verletzen. Frauke gehorcht, aber der Gram ist wieder sehr schnell. Werner liest das Essen. Frauke ist unlesbare Mengen. Sylvia wird nach einem Bier sehr laut. Das war was damals, erzählt sie, als ich Werner kennenlernte und der noch im Wohnheim war. Zum Schluss habe ich mir einen anderen Zimmerschlüssel geholt, dann habe ich aber doch bei ihm im Zimmer geschlafen, obwohl das verboten war.

Frauke findet das toll. Sie habe ja nicht gewusst, wie Kinder gemacht werden, sagt Sylvia.

Und Werner? Ja, sagt er. Halv ich. Wusste ich. Dann muss er aber in alle Richtungen schicken.

14 Kilogramm Gewichts Zunahme in zwei Wochen, sagt Sylvia. In der Schule hies es, jetzt muss da aber bald dem Korsett weiter machen lassen. Sylvia krümmt sich vor Lachen. Gerne erzählt sie jetzt auch von ihren körperlichen Gebrechen, prustend wie aus einem Witzbuch. Die zusammengeballte Aufzählung aller Eingriffe, Missehnungen, Operationen wirkt unfreiwillig komisch. Sie machen das und jenes, erzählt Sylvia, sie operieren, sie ziehen Zähne, sie diagnostizieren dies und das. Sylvias Leben liegt in den Händen von einem unbestimmten sie.

Dann wollen die beiden, dass wir unsere Leben erzählen. Frauke möchte es auch kennenlernen. Ein lustiger Abend war das.

Am nächsten Morgen sahen wir alle pünktlich vor dem Rathaus von Bergisch Gladbach. Die Hochzeitsgesellschaft vor uns sind kleinbürgerliche Leute aus den Einfamilienhäusern rundum. Alle sind witzlos und ernsthaft geistig, waren am Vortag beim Friseur und hatten zueinander grosse Sicherheitsabstände. Und erst zu uns.

Unser Bräutigam steckt verloren in seiner Bundeswehr-Angehörigen und liest mit einer unheimlichen und daher riesengrossen Videokamera das Umherreden der anderen. Weil Marco als einziger lächeln kann, muss er selbst für die Epitaphie über seine eigene Hochzeit sorgen. Das er auf dem Erinnerungsfilm nicht dabei sein wird, mag den Betrachter später kaum auffallen.

Bräut Gabi hält sich an ihrem Sitznachbar fest und versucht, ihre Spannung mit Langeweile zu überbrücken. Die Grossmutter ist stolz,

der Grossvater angelich über die Verpassung. Die Kinder sind ausgelassen, Sylvia ist glücklich und will heizen, Werner auch. Marco Mutter ist auch da, eine Frau, die – hier passt die Phrase – vom Leben vor der Zeit gezeichnet ist, und zwar nicht von dessen angenehmen Seiten. Ihre Stimme erinnert ein wenig an Janis Joplin. Dass Marco Vater nicht da ist, wird von allen beklagt. Der Zustand des schweren Alkoholikers ist immer nicht unvorhersehbar. Marco Grossmutter steht ganz bescheiden an der Seite und sagt nichts. Eine Frau vom Lande, Gabi heisst Freundin ist auch da. Sie wagt mit ihr solidarisch um, so blond deren Kerle auch sein mögen. Wenn es nur nicht so kalt wäre in der busbedruckten Windjacke. Die Mitglieder der Familie Daudert blicken einander Wärme und Schmerz.

Im Trauzimmer ist es ganz eng. Dem Standesbeamten fällt schnell auf, dass das keine gewöhnliche Hochzeitsgesellschaft ist. Er merkt rasch, dass er seine platten Witzen nicht mit diesen Leuten machen kann, dass begeben er ihnen mit seiner Ironie. Soppeln Sie mich endlich, wenn Sie genug von mir haben, sagt er immer wieder, wie um sicherzustellen, dass ihm nichts passieren kann.

Als es zum Essen kommt, muss Marco erst ein paar Mal angesprochen und aufgefordert werden, dafür sendet er die zarte Gabi danach los. Die anderen Frauen weinen.

Werner ist nach der Hochzeit sehr beunruhigt. Wenn er und Sylvia heiraten, wollen sie beide ihren Namen führen, weil sie seinen Schuchern nicht mag und sie beide gleich heissen wollen. Doch wie wird das mit meinem Personalautowort? fragt Werner. Wer soll den anderen? Was das wieder kostet. Ausserdem habe Werner gesehen, dass man beim Heiraten unterschreiben muss, doch er kann nur seinem Namen schreiben. Woher soll er jetzt auf einmal Daudert schreiben können? Ich bringe es dir bei, sagt Sylvia, heute Abend lernen wir an.

Nach der Hochzeit gingen wir essen, in ein französisches Restaurant. Oder war das ein Italiener? Die meisten waren Zigeunerwurzeln. Zu trinken gab es Pils. Nach zwei Stunden war man wieder zu Hause, rund um den Tisch, jeder an seinem Platz. Alles war wieder wemheraufend alltäglich, als ob nichts passiert wäre. Trotzdem waren alle ganz Laura. Wahrscheinlich waren alle glücklich. Wie war?

Dann wollten wir abreisen. Frauke war sehr streng, sie hatte sich schon an uns gewöhnt. Wora kommt ihr wieder?

Werner wusste und sah weg, er war bewegt, aber wieder still, denn die Oma war im Boden. Sylvia steckte uns Geschenke zu, Konfekt in dunkelbraunen Plastik-Fruchthäkelebonen. Sie brachte uns noch bunzener. Auch sie wusste sehr viel Kommi zur Hochzeit!

Nun, die Hochzeit ist längst gehalten, wir können nicht los an dem Tag. Sylvia hat doch Werners Namen angenommen, weil Werner auch nach ein paar Abenden der Übung immer wieder durch-einandergelommen war mit D-A-U-D-E-R-T, bei Sylvia der Gedächtnisladen gerissen ist. Im Sommer werden beide Paare noch mal in der Kirche heiraten, zusammen. Eine Doppelhochzeit. Dann werden wir daberein.

Wenn der Sommer kommt, sagt Werner.

Wieso sollte der nicht kommen?

Das weiss man nie, sagt Werner. Einmal ist der Karneval ausgefallen, wegen des Golfkriegs. Was ist, wenn der Sommer ausfällt? Wenn ein neuer Krieg kommt? Und Krieg ist immer, sagt Werner.

Dagegen können wir nichts sagen, wie so oft in den Bergisch Gladbacher Tagen.

Lesen Sie auch in der Zeitschrift »Berlin
Die Mauer als Spiegel der Berliner Fotogruppe Sylvia

Laudatio

für die Arbeit
von

Unbehindert Behindert
Lukas Lessing (Text)
Ute Mahler (Bild)

erschienen

in DAS MAGAZIN Nr. 29 vom 22. Juli 1995

Dies ist eine bewegende Reportage über eine nicht ganz gewöhnliche Familie. Dies ist eine zu tiefst anrührende Reportage über Menschen, die man behindert nennt: zu Recht natürlich. Aber wunderbar sicher vermeidet Lukas Lessing alle Clichés der Betroffenheit, die sich bei einem solchen Thema nur allzu leicht einstellen. Er geht die Gratwanderung zwischen Anteilnahme und Distanz mit einer Sicherheit, die nicht nur journalistisch, sondern auch menschlich beeindruckend ist. Menschlichkeit und Journalismus haben bei ihm etwas miteinander zu tun. Er schreibt unsentimental vom Schicksalskampf dieser Familie, voller Herzlichkeit, ohne die Defizite zu übertünchen. Er weiss den Tonfall der erzählenden Grossmutter in seinen Bericht hinüberzuretten, ohne auf seine eigene Sprache zu verzichten. In seiner Darstellung wird diese Familie aus „Besonderen“ beinahe zu einer Familie von „Normalen“. Fast - nur fast natürlich, bei so viel Niederschmetterndem - könnten wir Leser neidisch werden. Auf so viel herzhaftes Leben. Auf so viel humorvollen Lebensmut. Aber wir verstehen schon, dank Lukas Lessings einfühlsamer Darstellung: Hinter so viel Lebenswitz steht noch viel mehr Leid. - Ohne die bemerkenswerten Fotos von Ute Mahler wäre diese Reportage gewiss weniger anschaulich.

Urs Widmer

Der Zürcher Journalistenpreis 1996

wird

Herrn Bernard Senn

für seinen Artikel

Spuren einer Suche
Eine Geschichte vom verlorenen Sohn

erschienen im „du“ Heft 12/1995 Afrika

verliehen.

Zürich, 2. Mai 1996

Die Jury:

Herbert Cerutti

(Herbert Cerutti)

Esther Scheidegger

(Esther Scheidegger)

Margit Weinberg Staber

(Margit Weinberg Staber)

Urs Widmer

(Urs Widmer)

Spuren einer Suche

Eine Geschichte vom verlorenen Sohn.
Von Bernard Senn

Lieber Cinquanta,
«Where are you going?» Deine Frage traf mich ins Herz. Ein Herz, das angeschlagen war, schon müde, nach drei Tagen Afrika, rissaus, verfloren. Wohin es ging? Ich wusste es nicht, zögerte, verlangsamte den ziellosen Schritt. Du settest Dein ausladendes Lächeln ein, blendende Freundlichkeit in tiefdunkeltem Gesicht. Dass Du ein Profi bist, war mir klar, vom ersten Moment an. Ein Tourist Guide, selbständig erwerbend, harnäckig.

Vor mir lag ein ganzer langer Sonntag in Cape Coast, Ghana, Deiner Stadt. Ich hatte sie erst am Montag betreten, schickte mich an, sie mit demselben distanzieren beobachtenden Blick zu durchqueren wie zuvor schon Accra. Hier wie dort das unablängig wogende Durcheinander, dieselbe Hingabe an die Improvisation des Alltags, dieselben Verkaufstände mit denselben Waren: Seife, Tomaten, Thunfisch in Dosen, Kessel, Töpfe, Schwämmen, Schulbücher, getrocknete Fische, von Fliegen belagerte Fleischstücke, bunte Plastikbechervielfalt. Ich ahnte bereits, dass auch diese Stadt mir ihre verborgenen Reize nicht erschliessen, ihre Loung nicht verstehen würde. Nicht mit dem schwitzenden, durch die unwegsamen Strassen stolpernden, glotzenden Fremden. Ich war das erste Mal in Schwarzafrika. Du wittertest Deine Chance, Cinquanta.

Du wartest nicht der erste, dem ich vertrauensvoll und in knappen Worten erklärte, dass mich im Grunde genommen nur eine Sache nach Ghana geführt hatte. Was mich aber stutzig liess, war Deine Reaktion. Wie aus einer plötzlichen Eingebung heraus, vielleicht auch nur grenzenlos abgebrüht, riefst Du aus: «Your father? We will find your father. Believe me!»

Wohin bloss nimmst Du so schnell die Gewissheit, dass ich Dich an meiner Sache würde teilhaben lassen?

Die Sache. Vor langer Zeit hatte sie schon einmal begonnen. Und vor langer Zeit war sie schon einmal abgeschlossen worden – die immer gleichen Fragen des Kindes hatten sich nicht verhindern lassen. Das war schon lange her.

In Deutschland geboren, aufgewachsen in der Schweiz. In einer Schweiz, in die sich jeder spontan bemüht, dem herrigen Mischlingsbübel über die un-

gewohnt lockigen Haare zu streichen, damals.

Im aufstrebenden Süddeutschland der späten sechziger Jahre hingegen war das Kind ein Bantu. Die Mutter eine, der man sich zwischendurch schon mal unverbindlich näherte, es zumindest versuchen konnte. Inwiefern hatte sie ja auch schon mit einem dieser Neger...

Deutschland als Staat bemühte sich endlich, gab sich weither. Studenten aus den eben unabhängig gewordenen afrikanischen Staaten durften kommen, sollten bloss recht stauen: das Wirtschaftswunder, der Fortschritt...

Da war aber immer auch der Mief. Bewusst konserviert, durch Nachlässigkeit angestaut. Er brodet in der Provinz, in den Köpfen ihrer Bewohner. Ein unbefehltes Kind, schlümpfartig, aber warum, grüner Hümsel, warum ausgeredet von einem Neger?

Ich stelle mir vor: die junge Mutter, wie sie versucht, stark zu sein, den Blicken standhält, den bösewärtigen auf der Strasse, den klebrigen im Büro.

Der kurzzeitige Ausbruch aus einer engen Welt, die Annäherung an das Fremde, die Faszination angrichts des ganz andern, das im Entstehen begriffene Verständnis, die Liebe auch dafür... Wie muss das Mädchen, knappe zwanzig, das alles befreit haben, manchmal. Abends vielleicht, wenn das Bündel unnahig in der Wiege lag, das Wimmern und Schreien von den Wänden im Heim für ledige Mütter wiederholt.

Die Bekanntschaft mit dem jungen Schweizer, der in Stuttgart von Revolte und Veränderung träumte, muss als Ausweg gedeutet haben. Die Hochzeit mit ihm, kurzfristig angesetzt und schnell vollzogen, war auch eine Flucht. Sie führte drei Menschen nach Basel. Ein Neubeginn.

Nur die Fragen später, die liessen sich nicht verhindern. Das Kind will wissen, verstehen.

Antworten kommen spätlich. Vor allem aber kommt eine, die weitere Fragen ausschliesst, sinnlos macht.

Über dieses Thema, Cinquanta, haben wir beide nie gesprochen. Da jedoch lag der Grund, weshalb ich so unendlich erstaunt war, als Du, tief überzeugt, behauptetest, wir würden ihn ganz gewiss finden, meinen Vater. Alles, was ich dabei hatte, war ein Foto, vier auf drei Zentimeter, es war alt. Der abgebildete Mann jung, hübsch. Und ich wusste: Dieser Mann, der 1966 unter dem Namen Ernest Kwadwo Adjei auf einem Formular des Bezirksamtes von Stuttgart die Vaterschaft anerkannt hatte, musste lange schon tot, musste vor langer Zeit schon umgekommen sein.

Das Kind nimmt die Antworten der Mutter mit heiligem Ernst. Der Jugend-

liche, später, ergänzt mit Fakten. Ghana 1966: der erste freie afrikanische Staat bankrott, am Boden. Kwame Nkrumahs kühner Entwurf gescheitert nach nur neun Jahren. Im Februar 1966 setzt sich die prowestliche Militärjunta mit Macht und Leichtigkeit an die Spitze des unter demokratischen Vorzeichen so hoffnungsvoll aufgebrochenen Staates an Afrikas Westküste.

Im Januar 1966 wird das Kind zur Welt gebracht. Aus demselben Jahr auch stammt ein Abschiedsfoto; Flughafen Frankfurt. Die junge Mutter, im weissen knielangen Kleid, leichte Sommerstrümpfe, eingeträut von zwei dankelbärtigen Männern im Anzug, rechts der Vater, links ein Unbekannter, der das Kind im Arm hält.

Dieses Bild sollte Jahre später zur einzigen Koordinate einer schwachen Erinnerungspalte werden. Und zum Ausgangspunkt einer sich mit den Jahren verdichtenden Gewissheit: die Abschiedstour am Rhein-Main-Flughafen muss eine letzte, eine endgültige gewesen sein. Es sind die politischen Umstände, die die Phantasie diktiert: Zwei Afrikaner fliegen in ein Land zurück, das sich über Nacht grundlegend verändert hat, ein Land, in dem politische Säuberungen durchgeführt werden, militärische Willkür über Leben und Tod entscheidet.

Zeit musste vergehen. Das Kind hatte sich lange schon anderen Fragen zugewandt, Fremdes zu Eigenem gemacht. Bis es plötzlich und sehr spät den Fall Ernest Kwadwo Adjei, den Fall dieses Vaters, noch einmal aufnimmt.

Und so begegnete ich Dir, Cinquanta, in der sonst täglich gestimmten Hauptstrasse von Cape Coast. Unvermittelt tratest Du aus der adrett herangezuppten Menge, die sich zurück vom Kirchgang, an den am Strassenrand aufgebauten Marktständen entlangschob. Und ich ging mit Dir, hinter Dir her, hupenden Taxis ausweichend, durch die pulvemde Menge, durch enger werdende Gassen bis vor Dein Haus; ein bröckelndes Felicit aus kolonialer Vorzeit. Durch einen weiten Innenhof, wuselnden Kindern ausweichend, vorbei an Pufe stampfenden Müttern, in schattigen Hausgängen hodernden Ältern, unter quer über den Hof gespannten Wäsche hindurch bis in Dein Reich: ein langer, mit rauer Terrakotta gefliester Flur, an dessen Ende ein notdürftig zusammengehaltener, hölzerner Sofagestühl, zwei desolate Stühle und ein niedriges Tischchen aus besseren Tagen standen. Auf dem Weg dorthin schon hattest Du mir diese Umflur von einem gewissen Asef erzählt. Mit ihm schien Dich eine Freundschaft nach Deutschland zu verbinden. Und nun sagst Du, wie zum Beweis und um meine letzten Zweifel zu zerstreuen, unter der auf

dem Sofa zusammengerollten Matte das Fotoalbum hervor. Da an Auch Seite, und auch neben vielen weiteren Touristen. Alle blickten mir zufrieden, lachend oft, entgegen.

Ich brauchte Deine Referenzen nicht, hatte mich ja längst schon für Dich entschieden. Aber es stimmte schon, sie gaben meinem spontanen Gefühl einen gewissen Rückhalt.

Ich erzählte Dir, wie ich mir die weitere Suche vorstelle.

Mein nächstes Ziel hieß Jasikan. Eine kleine Stadt im Osten Ghanas, nahe der Grenze zu Togo, in der Volta-Region. In Accra, zwei Tage nach meiner Ankunft, hatte ich einen Hinweis erhalten. Auf der Suche nach brauchbarem Kartenmaterial war ich mit dem Beamten des Landvermessungsbüros ins Gespräch gekommen. Er gab mir schließlich den Rat, in der Volta-Region nach dem auf dem mitgebrachten Formular nicht mehr vollständig ersatzfähigen Geburtsort meines Vaters zu forschen. In Jasikan, einem grösseren Ort der Region, werde man mir bestimmt irgendwie weiterhelfen. Ich hatte nichts zu verlieren und zwei Wochen Zeit.

Du warst begeistert, Cinquanta, mein Vorhaben würde Dich in eine Gegend führen, die Du selber noch nicht besittet hastest. Geradezu euphorisch stimmte Dich die Tatsache, dass wir zuvor noch eine Nacht in Accra verbringen würden. Ich hatte noch einen Termin in der deutschen Botschaft, am Mittwoch. Blieben uns noch drei Tage.

Ich beschloss, in Cape Coast zu bleiben.

Wie selbstverständlich nahmst Du mich bei der Hand, wie das in Ghana unter guten Freunden üblich zu sein scheint. Und tatsächlich: an Deiner Seite erhielt die Stadt gleichsam die erwähnte dritte Dimension. Innerhalb weniger Stunden verwandelt sich die unbestimmte dunkle Menge in eine Ansammlung von Individuen. Einzelne Gesichter begannen sich abzuzeichnen, Namen wurden zugeordnet. Und Du, Cinquanta, kanntest sie alle. Und alle kannten Dich, riefen Dich bei Deinem Namen, den Du Dir allein seines italienisch-exotischen Kluges wegen gegeben hastest.

Cape Coast war Deine Stadt, Du ihr ungeliebter König. Cinquanta, der erste Guide am Platz, hatte einen fetten Fisch an der Angel.

Unsere Bedürfnisse ergänzten sich. Du warst stolz, mich allen Deinen Freunden zeigen zu können, ich war glücklich, alles zu Gesicht zu bekommen. Eine geschlossene Gesellschaft öffnete sich plötzlich. Drei Tage und drei Nächte glitz ich an Deiner Seite durch die schwer überschaubaren Straßen von Cape Coast, lernte die rotköpfige Eidechse als männlich vom un-

scheinbaren Weibchen zu unterscheiden, die riesige Yams- von der etwas kleineren braunrotuligen Maniokwurzel... Du fährtest auch durch die ehemalige Sklavensburg, klärtest mich über die Bedeutung des ummauerten heiligen Baumes auf, der die zum Hafen führende Straße trit...

Und Du umhert mit Cynthia vor. Sie war es, die Du heiraten wolltest. Von ihr hattest Du mir schon in den ersten Stunden unserer Bekanntschaft erzählt. Ihre Mutter drückt bei Euerem gelegentlichen Treffen ein Auge zu. Allerdings erst, seit Du ihr versprochen hattest, die Verantwortung für Cynthia's Ausbildung zu übernehmen. Eine persönliche, vor allem aber eine finanzielle Herausforderung.

Cynthia, Dein Mädchen. Jung war sie, fast noch ein Kind. Aufmerksam, schüchtern und selbst abgeklärt; cool. Und sie wusste, wie sie Dich zu nehmen hatte. Einmal, als wir durch die Straßen liefen, Du da und dort stehen bliebst, Freunde grüßtest, schnelle Scherze austauschtest, wir mal wieder kaum von der Stelle kamen, raunte sie mir zu: «Let's go!» und lief davon. Hinter der nächsten Straßenecke warteten wir darin; tatsächlich hattest Du Dich plötzlich sehr beeilt, um uns wieder einzufinden.

Es gefiel mir, wie Du die Zeit nahnst, sie in unsere Geschichte mit einzubeziehen, ihr unsere zahlreichen Gespräche zumindest auszugsweise übersetzt. Ihr Englisch war bescheiden, ihr Schüchternheit wohl auch ein Schutz.

Du zeigst mir Deine Plätze, Deine Kneipen, Deine Disco. Die zahlreichen Taxifahrten, das Guinness, das Essen, alles ging auf meine Kosten. In dieser Hinsicht bestand eine stille Übereinkunft. Und plötzlich hattest Du diese eigenwillige Idee, Cinquanta. Du wolltest unbedingt aus mir einen Ghanaer machen, mich dem dunklen Europäer, dem hier die Kinder «Oboro, Oboro», «Weisse, Weisse», hinstellen. Ich habe einen ghanaischen Vater, also war ich ein Ghanaer. Deine Logik war einfach und leuchtete mir ein. Wir tauschten Kleider. Du gabst mir ein weites ghanaisches Festtagshemd aus Deinem Fundus, zusammengesetzt aus damastgewirkten, sich weißrot und silbern abwechselnden, breiten Stoffstreifen. Im Gegenzug versuchte ich Dir eines meiner grauen Lewis-Shirts. Und ich vertauschte Dir meine Fotokamera an. Bei Dich, mein Auge zu sein, dort draufzuhalten, wo mich meine Unsicherheit zurückhielt. Schließlich verrietest Du mir noch, dass Dein ghanaischer Name Kojo sei, «der am Montag Geborene». Das war eigenartig, hatte ich mir doch zuvor schon, in Anlehnung an meinen Vater, ebenfalls einen ghanaischen Namen gegeben: Kwabwo, eine andere Schreibweise für Kojo.

Manchmal abends, auch spät in der Nacht, hast Du mir von Deinen Hoffnungen, Deinen Wünschen erzählt.

Du hattest einen grossen Traum. Er hieß Europa. Das war Dein Utopia. Helle, hell erleuchtete Häuser, lichtdurchflutete Straßen, Tag und Nacht. Immer und immer wieder entwarfst Du dieses Bild. Gleichsam als selbstverständliche Umkehrung einer europäischen Vorstellung, die Afrika als den «dunklen Kontinent» denkt. Das Ausgrübeln an die unzugängliche, immer wiederkehrende, alles verschlingende Dunkelheit: Du erfandest das als bedrückend.

Und Du fühltest Dich gefangen. Willtest wissen wie ich, Fragen stellen, Antworten erhalten. Selbst wenn es Dir gelang, das Geld für den unendlich teuren Flug zusammenzusparen: Der Eintritt in das imaginierte Paradies Europa war Dir durch ungezählte bürokratische Hindernisse verwehrt.

Bunt maltest Du mir Deine Träume, und ich, ganz Europäer, versuchte zu relativieren, versuchte Dir das Verhältnis von Licht und Schatten näherzubringen, erzählte Geschichten aus den Städten; Geschichten von Aggression, von Einsamkeit. Von Herzenskälte auch.

So wuchs, immer nach, von Anfang an und suchte eine Freundschaft zwischen uns heran.

Und immer wieder wurde sie in ihrem Grundfesten erschüttert. In dem von Dir so geschätzten hellen Taglicht.

Denn, Kojo-Cinquanta, Du bist eben auch ein gewaltiger Schlitzohr.

Am zweiten Morgen, zum Beispiel, holtest Du mich vom Hotel ab. Kaum waren wir ein paar Schritte gegangen, kamst Du ohne Umschweife auf den Punkt. Erzähltest mir, dass Du im übrigen eine kleine Tochter hättest, mit verkrüppeltem Bein, die Mutter sei bei der Geburt gestorben... Und dass Du für den bevorstehenden Trip nach Jasikan dringend ein paar neue Trekking-Schuhe brauchtest. Ich musste einsehen, dass Du mit den schwarzen Booten, die Du anhattest und die noch ganz neu aussahen, unmöglich mit nach Jasikan kommen konntest. Also gab ich Dir das Geld für ein Paar braune.

Ich fühlte mich übermannt, war verärgert. Ich hatte Dir von Anfang an Lohs in Aussicht gestellt, wollte jetzt aber nicht auch noch Goldesel sein.

Kurze Zeit später standen wir tatsächlich in einem dieser vollgestellten Hinterhöfe, inmitten von Wäsche, Kochtöpfen und getrocknetem Fisch. Und plötzlich hielt ich ein Kind mit schiefgewachsenem Bein auf dem Arm. Deine Tochter? Aufblitzendes Misstrauen! Verschämte, verformte in der Situation, steckte ich der Pflegerin einen Betrag zu. Eine, jetzt nicht auch noch ein Foto, ich im Khaki-Hemd, ein Kind auf dem Arm. Ich wünschte mir

nicht schreien, ab schnellstmöglich wegkommen.

Später dann, bei Dir zu Hause, in Deinem Wohnflur mit der halb herunterhängenden Holstende, zeigst Du mir das Foto: Du, mit einem von Schwarz vermissten Gesicht am Kopfende des Sargs. Vor Dir die Mutter Deiner Tochter, jung, zart, wächsern. Die über dem noch leicht geschwellten Busch ineinandergefahrenen Hände heften eine weiße Blüte.

Da, Kojo, schämte ich mich doch sehr.

Am nächsten Tag sahen wir den Bus in die Hauptstadt. In Accra angekommen, kaufst Du von meinem Geld mit einmal zwei Tabern Schwarzwine, braun und schwarz, und ein Flakon Derrin. Luxus zu europäischen Preisen. Und hier in Accra wurde mir plötzlich klar, dass Du nicht nur Geschäftsmann, sondern auch ein leidenschaftlicher Schwarzspieler warst.

Noch in Cape Coast habe ich mich darüber gewundert, dass Du kurz vor unserer Abfahrt plötzlich dieses aus dem Nichts auftauchende Briefinggestell auf der Nase hastest. Als Briefingstücker fiel mir das beim arg verlustene Fernwehglas natürlich auf. Ich interpretierte dieses Requisit nur flüchtig, hielt es für eine weitere Stufe Deiner voranschreitenden Märität. Kurz vor der Ankunft im Hotel allerdings setzten Du mich sachlich und knapp davon in Kenntnis, dass Du von nun nicht mehr Cinquenta, auch nicht Kojo, sondern hiesig Wilhelm genannt werden wolltest. Ich solle Dich, würde dies nötig, auch anders so vorstellen und es im übrigen nicht verdammen, darauf hinzuweisen, dass Dein in Deutschland weilender Onkel einer meiner besten Freunde sei. Dieser Onkel war selbstverständlich ich eine köhne Erlebnisung.

Zunächst mit amüsiert über dieses Anzinnen, dämmerte mir nach und nach, worauf Du hinaus wolltest. Tatsächlich sollte Accra nun nur Bühne werden, und Du hastest offensichtlich vor, den Wilhelm zu geben, arrogant und blasé. Wilhelm sprach mit dem Kellner pütelich kein Akan mehr, nur noch Englisch, please. Die Trinkgelder verteilte er großzügig. Und mit dem frisch erstandenen wirren Tuchenstuch tupfte er sich regelmäßig und sorgsam den Schwanz von der Stirn. Am Abend im Hotel durchsäuberte er wie selbstverständlich meinen Wachbeutel, parfümierte sich, küsste wie kurzgeschmimmtes Kesselnat vorzüglich in Form und erklärte mir schlüssig, dass er nun in die Disco gehen wolle... und dass er dazu von mir Geld benötige.

Ich bezahlte Dich. Erkaufte mir ein paar freie Stunden, war froh, diesen Wilhelm endlich loszuwerden.

An diesem Abend beschloss ich, Dich am anderen Tag nicht in die deutsche Botschaft mitzunehmen. Die Art, wie Du die von mir erhaltenen Geldscheine einzeln abgeprüft und ohne Dank die Tür hinter Dir zugeworfen hastest, dieses coole Kalkül, das alles war mir fremd. Ich verstand sie nicht, diese Art. Und sie verletzte mich. Da wart eben doch nur ein Guide. Ein Profi, keine Frage.

Und dass selbst ich Dich am andern Morgen trotzdem mit. Mit zu Frau van der Puije.

Diese herrergute Frau hatte ich an meinem zweiten Tag in Ghana kennengelernt. An

jemem Freitag, an dem alles noch schwarz und indifferent an mich heranzog, faszinierend, bedrohlich auch zuweilen, überwältigend. Ich hatte, einer plötzlichen Eingebung folgend, nach dem einzigen sich mit bietenden Halt gegriffen und die deutsche Botschaft aufgesucht. Dort, so hatte ich erhofft, würde ich zumindest erfahren, welche ghuanischen Behörden mir bei meiner Sache möglicherweise weiterhelfen konnten. Eine sehr europäische Idee. Nachsichtig lächelnd hatte Frau van der Puije abgewinkt. Als deutsche Beamtin im Staatsdienst, verheiratet mit einem Ghanaer, lebte sie seit über zwanzig Jahren in diesem Land. Sie war mit dem Spitzrecht bestens vertraut und hatte mir schließlich angeboten, über Wochenende auf eigene Faust ein paar Nachforschungen anzustellen. Ich hatte ihr eine Kopie des Passfotos und des 29 Jahre alten Formular überlassen: «Beskandungsregime Nr. 258, Name: Ernest Kwaku Adu, Beruf: Student an der T.H., geb. am...»

Und so war es Frau van der Puije, die an jenem Mittwoch im heißen westafrikanischen September dem Kind, dem Sohn, dem Journalisten die letztgültige Antwort gab. Nach knapp dreißig Jahren. «Der Vater, sie ärgerte, unsere Blicke trafen sich, ruhrten für Sekunden miteinander. «Der Vater... lebt!»

Beskandungsregister Nr. 2

Jacobson, J. A.

Geburtsdatum: 15.7.1966

Vor mir, dem Statthalter
Staatskommission, Staat
des vorstehend bezeichneten Inhabers
Inhabers am 2. Januar 1966
Herr Ernest Kwaku Adu
geboren am 15.3.1935

wohnhaft in Stuttgart, Ploch
100, Ernst, Straße, 100
ledig - verheiratet - getrennt lebend - verw.
Religion:



3 ✓
unveränderliche Ausfertigung
Erklärung
Erneuerung
Bild

Gander
ausdrückt, erhebt
Nr. P.H.

1435

Edgar Hühnerfischer
Geschäftswelt
24 APR 1967
D.R.N.

ausgestellt am 15. Aug. 1967

Genau in diesem Augenblick, Cinquanta, das spürtest Du, war Deine Mission viel zu früh zu einem alten Ende gekommen. Was nun begann, war eine andere Geschichte. Ich hatte das Bedürfnis, allein zu sein. In Akra aber gibt es keinen Ausdruck für diese Art der stillen Einsicht. Freude wird laut mitgeteilt, tanzend, laehend. «Es lebt, er lebt, er lebt...»

Soviel hatte ich in der kurzen Zeit unseres Zusammenweins gelernt. Also bot ich Dich, mich noch einmal mit zum Holmarke zu nehmen. Zu Deinen Freunden aus Cape Coast, die dort im stehenden Sigmehel, schützend und rauh, Baumaterialien zusammenstellten. Am Tag zuvor, unmittelbar nach unserer Ankunft in Accra, hastest Du mich ihnen vorgestellt. Und genau wie rassistisch in Cape Coast war ich von einer unerbittlichen Heftigkeit überwältigt worden. Hier, im Kreis der Sigblüten, im monotonen Singsang der röhrenden Hohlmetalle, zwischen den in Planen zerlegten und zu erhabenen Stößen aufgeschichteten Mahagonystämmen, fühltest Du Dich zu Hause. Hier warte ich wieder Cinquanta, bereit präsent, da die Hand zum lockeren Gruß, dort die Faust zur Siegerpose erheben, anerkennende Blicke von links und rechts auf Dich vereinigend. Hier wußte ich das Ereignis freim. Deine Freunde teilhaben lassen in diesem großen Tag. Wir begaben ihn mit Guinness und Ingwerschnaps. Und hier war es auch, wo Du mich über die Befestigung dessen aufklärtest, was vorher in der vollkommene Atmosphäre der deutschen Botschaft zur Randnotiz verkommen war: Die Tatsache, dass mein Vater kein gewöhnlicher Mann war, sondern ein Chief, ein afrikanischer König.

Am selben Nachmittag noch sollten wir ihm gegenüberstehen. Wir brachten nur noch den Sporn zu folgen, die mein Vater als vielbeschäftigter Mann in Accra zu hinterlassen pflegte und die uns zu einem so schnellen, überraschenden Erfolg verholfen hatten. Die Spornen liefen entlang von Freundschaften, die seit den sechziger Jahren Bestand hatten, gingen zurück auf gemeinsam verbrachte Studientage in Süddeutschland, hatten ihre Basis in noch immer intakten Geschäftsverbindungen einer sich früh formierenden ghanaischen Elite.

Frau van der Poje war durch die Heirat selbst Teil dieses weitverzweigten Geflechtes geworden. Nach Dienstschluss führte sie uns erschlossen und zielstrebig zum Haus meines Vaters.

Jetzt war ich froh, dass ich Dir meine Kamera überlassen hatte. Du warst mein zugewandtes Auge, warst der distanzierte Chronist jenes Moments, in dem, gleichzeitig

wie im optischen Fluchtpunkt zweier parallel verlaufender Linien, Leben und Leben zusammenfiel. Nichts schien in jenem Augenblick selbstverständlicher, als das der Sohn dem Vater, der Vater dem Sohn gegenüberstand, nach neunundzwanzig Jahren.

Ein gegenseitiges Erkennen, eine stumme Umarmung und der gemeinsame Neubeginn zweier Leben. Der Zeitpunkt war genau getroffen, ich 29, er 58 Jahre alt, die Hälfte eines Lebens und seine Verstopfung.

«Men jui aschi de mebu ni papa n'de.» Am Morgen noch hatte ich mit Deiner Hilfe die Worte fertig und in ihrer phonetischen Lautfolge in mein kleines Notizbuch gekritzelt, wollte sie auswendig lernen und musste sie dann doch ablesen: «Men jui aschi de mebu ni papa n'de.» Ich fragte mich, heute meinen Vater begrüßen zu dürfen!

Das war genau die Szene, die Du in Deiner Phantasie vorweggenommen, mir bereits in Cape Coast in kleinen Bildern geschildert hastest. Als Schauspieler hastest Du ein Gespür für vielversprechende Stoffe. In Deinen Augen jedoch muss ich in jenen Momenten einen grossen Auftritt stimpelnd verschänkt haben. Aber auf diese Situation war ich nicht vorbereitet. Auch nicht auf dieses Publikum: acht von insgesamt elf Brüdern, der Vater, zwei Ehefrauen, jener Unbekannte, der auf dem vergilbten Abschiedsfoto aus dem Jahre 1964 das Kind auf dem Arm hält, und ein kleineres Mädchen mit grossen braunen Augen, drei Jahre alt, meine jüngste Schwester.

Zweimal versuchtest Du mir von der Seite zu wecheln, forderst mich distanzierend auf, dem Vater und allen Anwesenden endlich «die ganze Geschichte» zu erzählen. In der gebotenen afrikanischen Ausführlichkeit. Dabei hatte ich dich längst schon alles erzählt. Es vergingen einige Minuten, bis mir klar wurde, dass ich Deiner Meinung nach der Figur Cinquanta in meiner Erzählung ganz einfach zu wenig Farbe verliehen hatte. Zunächst hatte Dich Frau van der Poje an die Wand gespielt, mit einigen wenigen, unprä-

Das ist mein traditionelles Foto-Album mit dem Namen 'Fotografie des Vaters'.



kulär erscheinenden Gesten. Nun war es an mir, ein paar Lanzen für Dich zu brechen. Du kannst Dir kaum vorstellen, Cinquanta, wie unendlich schwer es mir in diesem Moment fiel, Dich nun plötzlich wieder als Fremder in die Geschichte mit hineinzuzeichnen. Unsere gemeinsamen durchdrachten Nächte in Cape Coast schienen mir Jahre zurückzuliegen.

Es war mein Vater, der mich am nächsten Tag fragte, was man mit Dir geschehen solle. Das war kurz nachdem er uns mit unserem Gepäck vom Hotel abgeholt hatte. Die Frage formuliert er vorsichtshalber auf Deutsch. In jenen Minuten entschied ich quanta, dass ich mich für Deine Dienste in Cape Coast eifriglich zeigen und Dich als Gast in die Familie aufnehmen wollte. Mein Vater respektierte mein Anliegen. Und so solltest Du dich noch nach Jaaka kommen.

«This man is a real Chief. This man has a power», Du hastest es mir prophetisch, kaum hatten wir in der deutschen Botschaft erfahren, dass «dieser» Mann überhaupt noch am Leben war. Am Donnerstag bekam ich die «Ghanaian Times» vom Mittwoch in die Hände. Und da war dieses Bild, diese Seite, oben links. Ein Konferenzraum, ein Deutsches Sofa vor einer weissen Wand, zwei Männer stehend, einander halb zugewandt, Bildunterschrift: «President Rawlings chatting with Nana Abram Akpanda IV». Das war es. Mein Vater! Nana Abram Akpanda. Das Foto war vom Dienstag, als er mit Präsident Rawlings organisatorische Einzelheiten für die Vorbereitungen der im nächsten Jahr anstehenden Regierungswahlen besprochen hatte. Vor zehn Jahren hatte er seinen Namen gegen einen dem Gebietskönig zuzehenden Teil angesetzt. Als Mitglied des House of Chiefs war er unter anderem dafür verantwortlich, dass die Kommunikation zwischen seinem Land (der «Nana-Region» und der Regierungspartei, dem traditionell-antikeitischen Ghana auf dem Land und dem modern-demokratischen Ghana in der Stadt nicht abris. Das Foto zeigte ihn im bunten gewobenen Kente, dem klassischen, grossartig um den nackten Körper geschwungenen Tuch. Ein Respekt gebietender Patriarch.

Was ich bis heute nicht verstehe, Cinquanta, ist, warum Du Dich auch meinen Brüdern gegenüber so unerbittlich gegeben hast. Warum bekehrtest Du Dich weiterhin mit dieser erschreckenden Aroganz, nun, nachdem Du Gast der Familie warst?

War es nur Deine Unsicherheit? Jedenfalls war es ein unverzeihlicher Fehler!

Meine Brüder mochten William ebenso wenig wie ich. Du machtest es mir wirklich nicht

leicht. Dich durchzusehen. Und doch ahnte ich, dass unsere gemeinsame Geschichte noch nicht abgeschlossen war, irgend etwas noch unzustand.

Also versorgte ich Dich. Als Dreimäxter verfügte ich wie selbstverständlich über die dafür notwendige Autonomie.

Sechs der elf Brüder lebten noch zu Hause. Gingen zur Schule oder bereiteten sich, wie beispielsweise Christian, auf die weiterführende Ausbildung im Ausland vor. Er hatte vor, in den USA Medizin zu studieren. Roland andererseits, der älteste der Dabiergebürtigen, war einfach nur da, war sozusagen die gute Seele im Haus. Er war es auch, der an jenem Tag der Begrüßung, abends, als er uns gemeinsam mit Christian, Francis und Ernest zum Taxi begleitete, wie selbstverständlich meine Hand ergriff. Ich hatte plötzlich das Gefühl, als wolle er nur mit dieser Geste wortlos vermitteln, dass er, und mit ihm alle anderen, immer schon auf mich gewartet hätten. Roland war es, der mich in dieser so plötzlich aufgetauchten Brüderschaft als erster zu Hause fühlen liess. Von Frank, dem älzesten, wurde viel erzählt. Er war lange schon von Accra nach Frankreich, von Frankreich nach Holland und von dort aus weiter nach Hamburg gezogen. Ghana schien er weit hinter sich gelassen zu haben, war seit zwölf Jahren nicht mehr gesehen worden. Mit ihm würde ich mich noch treffen müssen. Alle andere Brüder lernte ich nach und nach unterscheiden und auch ein wenig kennen.

Mit Annahure von einem. Dieser eine jedoch schien eine Parallellfigur zu meiner eigenen Geschichte zu sein. Nach mir, aber ebenfalls 1966 in Deutschland geboren, halb weiss, halb schwarz - und wie ich auch in Abwesenheit präsent im Hause des Vaters. Durch Erzählungen, aufgrund einer verblassten Kinderfotografie an der Wand, im Wohnzimmer. Seine Ankunft in Accra stand noch aus. Eine eigene Geschichte.

Und dann war da Fred. Mit ihm unterhielt ich mich die meiste Zeit auf deutsch. Auch er lebte in Hamburg, hatte dort Frau und Kind und war nun seit ein paar Wochen schon in Ghana. Er hatte hier, wie er sagte, einige «Geschäfte» zu erledigen.

Mary schließlich sollte fortan neben meinem Vater die wichtigste Ansprechpartnerin für mich sein; das erfasste ich intuitiv und von Anfang an. Von den beiden Partnerinnen meines Vaters war sie die Frau an seiner Seite, die eigentliche First Lady. Mit ihren vier fast schon erwachsenen Kindern aus erster Ehe lebte sie nur wenige Kilometer vom Haupthaus entfernt, in einer ähnlich mittelständischen, ruhigen Wohngegend. Aufgrund einiger unüberschaubarer verwandtschaftlicher Konstellationen war es mög-

lich gewesen, dass mein Vater sie neben Margaret, der Mutter meiner bezaubernden Schwester, zur Elftaus hatte rechnen können. Diese ihr zugewiesene Rolle füllte Mary resolut und unermüdlich aus. Sie war es, die Vater auf seinen unruhigen Reisen durch das Land begleitete, ihm als gleichberechtigte Beraterin zur Seite stand, sein ganz persönliches Parlamentsmitglied. Unerschrocken und energiegeladener wachte sie auch die täglichen Finanzen. Und nicht zuletzt war sie eine hervorragende Köchin. In dieser Eigenschaft liess sie mich meine anfangs so schnell gefassten Urteile über die afrikanische Küche gründlich revidieren. Mary war eine sich selbstbewusst in den traditionellen Rollenverhältnissen bewegende Frau, sie hatte erfasst, dass sich aus den vielen alltäglichen Pflichten auch eine stattliche Anzahl von Rechten ableiten liess. Unspektakulär und entschieden verkörperte sie die Dialektik weiblicher Macht in einer afrikanisch-patristischen Gesellschaft.

Sie war es auch, die uns am Samstag nach Jasikan begleiten sollte. Jetzt fahren wir also tatsächlich an jenen Ort, der nun kaum in Ghana angekommen, von einem alten Landwirtschaftsbeamten vage und doch zielicher gewiesen worden war. Ich war inzwischen davon überzeugt, dass in diesem auf der Karte so unersichtbaren Ort an der Ostküste Ghanas nun alle Fäden der Geschichte notwendigweise zusammenlaufen müssten. Denn dort befand sich ja auch ein respektables Ausgangspunkt: das Geburtsland des Grossvaters meines Vaters, meines Urgrossvaters. Da mit nur dieser Ort geprägt werden konnte, waren wir überhaupt gemeinsam aufzubrechen. Nana Abutram Alpendu IV. hatte alle laufenden Geschäfte hinstangestellt.

Die Bewohner der Volta-Region hatten eine wechselvolle Geschichte. Mit Annahme einiger weniger, dafür um so machtvolleren Ashanti-Familien gehörten sie dem Ewe-Volkstamm an, dessen grösserer Teil wiederum im benachbarten Togo lebte. Hier in diesem Gebiet hatten koloniale Willkür und stupide Ignoranz verworrene Familienschicksale begründet. Seit 1897 war das Gebiet der heutigen Vol-

ta-Region der westliche Teil von Deutsch-Togo. Allerdings nur bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Bereits im August 1914 wurden die deutschen Kolonialherren von Briten und Franzosen zur Kapitulation gezwungen. Togo wurde bis auf einen Streifen entlang des Volteses Frankreich zugeschlagen. Dieser verbliebende schmale Landstreifen fiel unter britisches Mandat und wurde unter dem Namen «West-Togogermanium» mit der Kolonie «Goldküste» verwaltet. 1956 stimmten die Bewohner West-Togos für ihre Angliederung zur Goldküste, die 1957 schliesslich unter dem Namen Ghana als erste afrikanische Kolonie die Unabhängigkeit erlangen sollte.

Du, Ciriquanta, schliefst während der langen Fahrt durch die weitverzweigten Bananenhauser, entlang den wie Hopfen hochgebundenen Kasawa-Pflanzungen und vorbei an den ungezählten Kakao-bäumen, deren frischgeblühten Blätter im Sonnenlicht fertig glänzten. Die Fensterglasblende war Dir halb an dem Gesicht gerastet. Deine neue Jacke aus schwarzem Kunstleder hastest Du um Dich gelegt. Mit war ergegangen, wann und wo Du sie erstanden hastest.

Ich sass vorne auf dem Beifahrersitz und beobachtete mich an den am Fenster vorbeiziehenden Feldern, den unendlich selten Grünmatten, der sich immer intensiver rot färbenden Erde. Mein Vater wies mich auf die noch reichlich vorhandenen Siedlungskomplexe hin, die vor knapp hundert Jahren unter deutscher Hand entstanden waren. Fred, aus Stouct, konzentrierte sich auf die zahlreicher werdenden Schlaglöcher in der Asphaltplatte. Am frühen Nachmittag waren wir kopfgelassen und ermüdeten Jasikan kurz vor der plötzlich einbrechenden äquatorialen Dürchheit.

«Miss traba beyim.» «Dies ist mein Sohn.» Ich weiss nicht, wie oft ich meinen Vater an jenem Wachenende diese drei Worte ausgesprochen höre. Die Verwandtschaft schien mir unendlich weit verzweigt, unüberschaubar. Noch am Tag unserer Ankunft, im spärlich erleuchteten Geviert eines Hofes, hörte ich sie zum erstenmal, die Legende, die meine eigene Geschichte war. Die Geschichte meiner Geburt, des Getrennt-Seins, der Suche, der Heimkehr. Die ältere Schwester meines Vaters rückte bedächtig, viers zwischen durch kurze O-Laine des Entzerrers aus und sah mich, während Vater die Geschichte formte, immer wieder aufmerksam an. Schliesslich zog sie den lapidaren Schluss: «Gut. Er ist angekommen!» Die Freude darüber stand ihr dunkel, doch deutlich im fahlgelbschwarzen Gesicht geschrieben.



Mein Vater war gewürdigt, hoch Dieb, Caspans, in die nun beginnende Legende mit ein. Wieder und wieder. Die wurde ihm erwiesen, herrlich gelacht. Zu Recht, wie ich fand. Und zu Unrecht auch. Ohne dass Du Dich richtig dafür qualifiziert hastest, wisse Du im Ratsperlecht einer grossen Inszenierung gerien. Und erst wie Du warte, hast Du den unerdlichen Ruhm voll und ohne Scham angekostet. Allmählich wurde mir klar, was mich am meisten an Dir stützte: Es war Deine Unfähigkeit zur Bescheidenheit, zur Demut.

Und doch hätte ich auch in Jaikan nicht auf Deine Demut verzichten mögen. Wenn mein Vater oder Mary mir gerade mal nicht erklärend zur Seite stehen konnten, warst Du es, der mir den Sinn der fremd um mich herumtollenden Worte erschloss. Auch noch am nächsten Tag, als mir der Schmuck um den Hals gelegt wurde, mir meine Tante die blaugelbten Glasperlen zum Zeichen der familiären Verbundenheit ums Handgelenk band. Den Ritus des Trankopfers, das schluckweise Auf-den-Boden-Giessen des Branntweins, die damit verbundene Anrufung der Ahnen, vieles davon hatte Du mir in Cape Coast bereits beigebracht.

Mary war es, die mich auf die Tücken der weiblichen Zeremonien vorbereitete, mich damit warnte, zu viel vom reichlich preislichen Palmwein und vom für die Trankopfer unerlässlichen, aus Holland importierten «Schupps», zu kosten; «... the next evening drink in hot climates, wie auf dem Finken der grünen, spardensüchtigen Flasche zu lesen stand. Die Bedeutung dieser in aller Eile angesetzten Zeremonien wurde mir allerdings erst bewusst, nachdem Mary mich angewiesen hatte, mich nicht von meinem Stuhl zu erheben, wenn die Dorfältesten zum Geiss und Händedruck in leicht verneigter Haltung an mir vorbeizogen. Ich sass neben dem Vater, dem Chief, war sein Sohn. Das Aber hatte sich zu hegen.

Einer der Älten entschuldigte sich für die Bescheidenheit des Rahmens, versicherte mir, dass, wenn ich im nächsten Jahr gemeinsam mit meiner Frau wiederkäme, man mehr Zeit für Vorbereitungen hätte... dann auch eine Ziege geschlachtet, die Toccumal geschlagen, das Festtagshorn angeblasen würde... Aufgehoben an der Seite meines Vaters, fühlte ich mich durch diesen grossen Tag glänzen, sonstwandel die richtigen Handlungen vollziehen, die hier üblichen Geiten nachahmen.

Die Ahnen waren zahlreich angerufen worden. Und sie hatten ersahndes, mich wohlwollend aufzunehmen. Dazu gab es gar keinen Zweifel. Hier also fallen Erde und Anfang zusammen. Hier in Jaikan. Ich war angekommen. Diese rote, steirische Erde war Heimat.

Die Auflösung der noch ungeklärten Fragen liess nun nicht mehr länger auf sich warten, ebensowenig wie das Happy-End. Einer Deiner Exilanten, Caspans, hiess «Germany». Wie oft hatten wir uns darüber unterhalten, wie oft hastest Du mir erzählt, dass eines Tages... eines Tages Du diesen Mensch aus Deutschland antreffen würdest, der Dir eine der so heiss begehrten und schwer zu erlangenden «Invitations» schreiben, ja vielleicht sogar den Flug nach Frankfurt oder Hamburg bezahlen würde... In Cape Coast, unten am Meer, bei den Booten, hatten wir gemeinsam phantasiert, wie vielleicht ich Dich ein Stück näher an diesen Traum schieben könnte.

Als Belohnung für Deine Dienste, auch als Zeichen unserer damals noch so erdunswischen Freundschaft, hatte ich Dir die Möglichkeit eines Raubschiffs in Aussicht gestellt.

Ich erwartete den Plan eines Kollekte für den armen, für den etlichen William Elton Ferguson aus Cape Coast. Aus Deinem spärlich gefüllten Tagebuch hatte ich nach Tagen endlich auch Deinen schönen Namen erfahren. Du hastest mir das Buch überlassen, damit ich die Adressen all Deiner Freunde in Deutschland, Belgien, Holland und Italien notieren konnte. Aber Deine Mission war früh zum Ende gekommen, an jenem Mittwoch stand Du die Enttäuschung deutlich im Gesicht geschrieben, angesichts der so unerbittlich erfolgreichen Aktivitäten von Frau van der Paiz. Verständlicherweise. Du sahst Deine Felle davonschwimmen, sahst, wie wir uns in nun schlechter Stimmung und erfolglos trennen würden. Der Guide hatte seine Schuldigkeit getan, Europa drohte wieder im Dienst zu verschwinden.

Aber Du warst eine Kämpferin, wolltest so schnell nicht aufgeben, das Fisch nicht von der Angel lassen. Also hartetest Du Dich an mich, wandtest zur Kiste und einem zunehmenden Ängsten. Mit aller Kraft hastest Du Dich an die noch brüchigen Rinde einer kaum begonnenen Freundschaft gekraft. Instinktiv vielleicht. Möglich auch, dass Du gar nicht anders konntest.

Und Du hastest es mit gutem Grund getan, wie sich nun in Jaikan herausstellen sollte. Ich würde doch keinen Betrübend erweisen müssen für den armen Caspans.

15 Jahre insgesamt, so vernehmen wir beide mit Staunen eines Abends am Tisch, hatte mein Vater in Deutschland gelebt. Hatte Elektrotechnik studiert, Kontakte auf diplomatischer Ebene gepflegt, Geschäfte getätigt, Söhne gezeugt.

Und dann hatte er sich das monumentale Wohnhaus in Jaikan erworben: zirkulär geschichtete und in Beton gegossene Räume, wuchtige Aufgänge und

Terrassen, das dunkel getöferte Esszimmer, die gewürdigt angelegte Eingang- und Versammlungshalle, betrieht Deckchen und Schmelzblumen auf den dunkelblauen gebräunten Gläserchen... das war die architektonisch festgeschriebene Liebe meines Vaters zu jenem Land, in dem er einst sehr glücklich gewesen sein muss. Und das er noch immer bewanderte.

Unmittelbar neben dieser tief empfundenen Reminiscenz an das Deutschland der sechziger Jahre stand das Zeugnis einer ganz anderen Welt: ein zylinderförmiges, zwei Stockwerke hoher Bau von gut 20 Metern Durchmesser. Ein trommelförmiges Gebäude, von dessen begehbarem Flachdach sich ein mächtiger steinerner Aufbau in Form des klassischen hölzernen Altar-Thrones fägelarmig abhob.

Von meinem Vater vor langer Zeit wohl als Versammlungshalle gedacht, sollte es jetzt meinem geschäftswichtigen Bruder Fred zur Grundlage eines Traums von grossem Geld werden. Er war soeben dabei, das seit Jahren krenzende Haus in eine Diner für gehobene Ansprüche umzuwandeln.

Auch das war Jaikan. Die Gegend in der Volta-Region ist lindlich geprägt, ein bescheidener Fortschritt bricht sich allmählich Bahn. Uvter anderem auch deshalb, weil Nana Abraham Akpudja IV. das Land vor Jahren schon hatte elektrisch erschliessen lassen. Die Landschaft ist attraktiv und abwechslungsreich, das Klima von der üppig spriessenden Vegetation stets ein wenig feucht. Fred erwartete mit dieser Gegend als zukünftiges Naherholungsgebiet für die wäldliche Elite Accra.

Eines Abends liess Fred seine Disco-maschine laufen, zur Probe. Ein hell und laut blinkendes, laut wummernendes Raumschiff, dessen Sound in die umliegenden, erschreckt sich duckenden Hügel hineinwirkte. Das Bier sollte derzeit soviel kosten wie in Accra. That's Business. Denn die ganze Sache ein Erfolg sein würde, lag auf der Hand. Eine Diner in dieser musikbeglanten, von einem nie abtinnenden Rhythmus durchzogenen, ja regelrecht zanzwängen Gesellschaft war ein Topf voll Gold. Eine sich in Accra allmählich formierende Juwelle dort würde ihn schon reichlich zu füllen wissen.

Und natürlich, Caspans, musste man kommen, was in dieser unserer Geschichte nicht ausbleiben konnte. Fred engagierte Dich als Diskjockey... und machte Dich zum selbstverwirklichten Verwalter.

Ich hatte Dich dem gegenüber beharrlich als clever und loyal gelobt, wohl wissend, dass das hier Dein wahres Traum war. Ich wusste es, weil ich Dich in Cape Coast hatte tanzen sehen, weil



Du mit immer wieder die poppig durch alle Straassen stampfenden Gaspelstern überstet hast.

Dass Du geschäftsmäßig warst, erfüllt ich am eigenen Leib, und Deine Loyalität spüre ich durch alle zwischen uns stehenden Missverständnisse hindurch, immer wieder. Urrl, Cinquenta. Du bist eben ein geniales Schlitzohr. Dieses Talent wirst Du weiterhin brauchen können; in Ghana gehört es zum Geschäft.

Das mir aus der Borsekasse noch verbliebene Geld teile ich gerne mit Dir. Für 150 Franken wird Cynthia die letzten drei Semester in der Governmental School absolvieren können. Damit hat sie einen Schulabschluss. Das ist zwar keine Ausnahme, die Schulgebühren müssen aber in fast allen Fällen hart erarbeitet werden. Zum Beispiel mit dem Aobessern von kaputten Straassen. Für den Franken Lohn am Tag.

Wer weiss, vielleicht bestaut Cynthia Dich wirklich eines Tages.

Wie sehen uns im nächsten Jahr, Cinquenta.

Schreib mir, wenn Du dazukommst...
Es grüsst Dich Dein Bernard

PS: Am ersten Abend, an dem der Vater mit der Mutter telefoniert hatte, warst Du grade wieder mal nicht da. Ein Telefongespräch über die Erfassung von 4300 Klonsystemen sind 29 Jahre. Ein Gespräch zwischen einer lebendig Entzerrten und einem Totgepläubten.

Vier Minuten sind nicht lang. Aber es reicht zum Halbesagen. Auch für Samuel, den Unbekannten, der mich auf dem Flugplatz in Frankfurt auf dem Arm getragten hatte, damals. Als wir aus dem Telefon-Center herausstiegen, untertrieben sich

die beiden alten Männer köhllich. Sie konnten es kaum lassen, dass die Stimme meiner Mutter noch genauso geklungen hatte wie vor dreissig Jahren. Unverändert. Zurück in Europa, wird die Mutter dem Sohn am Telefon erzählen, dass sie am meisten darüber erstaunt gewesen sei, dass die Stimme der beiden noch genauso... ■



Edle und Schmuckvoll
für edlige Köpfe - Familie
Bibi

Laudatio

für die Arbeit

Spuren einer Suche - Eine Geschichte vom verlorenen Sohn

von

Bernard Senn

erschienen

im „du“ Heft 12/1995 Afrika

Das Leben schreibt die besten Geschichten: Der Journalist Bernard Senn ist dafür ein brillanter Kronzeuge, mit einem Text, der seine eigene Geschichte ist und nicht erfunden. Er sucht in Ghana, bald 30jährig, seinen aus europäischer Sicht in Afrika verschollenen Vater - und findet ihn. Geholfen haben ihm Frau van der Puije von der deutschen Botschaft und Cinquanta, ein schützender Zufallsbekannter, der die Regie an sich reißt und auch nach dem Happy End eine faszinierend zwielichtige Figur bleibt.

Bernard Senn beobachtet genau, farbig und ohne Betroffenheitskitsch (obwohl er seine eigenen Regungen durchaus nicht ausblendet): die fremde Stadt, seine Kindheit, die äquatoriale Dunkelheit, Natur, exotische Zustände. Und plötzlich zehn Brüder!

Ein Glücksfall, diese Geschichte, ein Plot, mit dem im journalistischen Alltag nicht häufig gerechnet werden kann. Doch da ist eben auch das Wie, die überzeugende, anrührende Art der Vermittlung, die im spröden, verhaltenen PS des Artikels gipfelt: Der Vater ruft über die Entfernung von 4300 Kilometern und 29 Jahren die Mutter an. Wie sollte man so etwas erfinden?

Esther Scheidegger

Der Zürcher Journalistenpreis 1996

wird

Herrn Ronald Sonderegger

für seinen Artikel

Wer nicht spurte, spürte die Peitsche

erschienen in der Sonntagszeitung Nr. 8 vom 19. Februar 1995

verliehen.

Zürich, 2. Mai 1996

Die Jury:

Herbert Cerutti

(Herbert Cerutti)

Esther Scheidegger

(Esther Scheidegger)

Margit Weinberg Stober

(Margit Weinberg Stober)

Urs Widmer

(Urs Widmer)



104 Jahre, sein Name die Strafe der Konzentrationslager: Ernst Müller, 74, politischer Häftling Nummer 19 121, mit einem Selbstgesprächsbild aus der Haftzeit in KZ Dachau. Foto: Michael Lang

«Wer nicht spurte, spurte die Peitsche»

Durch die Hölle deutscher Konzentrationslager gingen auch Schweizer Bürger – ein Report von Ronald Sonderegger

Von 18 Jahren haben die Abteilungen der Häftlinge der Nazi-Konzentrationslager im Hitler-Deutschland gelebt. In diesen Lagern waren auch 200 Schweizer – ein bis heute nicht aufgeklärtes Kapitel. Zeit und Ort sind unbekannt.

Nachdem es in der Schweiz keine Anzeichen für die Häftlinge gab, ist die Frage, wie es die Schweizer mit dieser Zeit verstanden. (1942) Eine Zusammenfassung:

Das ist Walter Müller, 74, ein Mann, der in den 1930er Jahren in der Schweiz lebte. Er war ein Schweizer, der in einem Konzentrationslager (KZ) in Deutschland (Dachau) saß. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

Der gebürtige Albert Müller, der in der Schweiz lebte, war ein Mann, der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

Ein anderer Schweizer, der in der Schweiz lebte, war ein Mann, der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

Der Schweizer, der in der Schweiz lebte, war ein Mann, der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

Angewandt war 1932 ein Mann, der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

Als Schweizer der Gestapo Kräfte-Kämpfer genannt

Am 1. Oktober 1944 wurde der in der Schweiz lebende Müller in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

Im Juli 1944 wurde Müller in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

der Gestapo an und hatte sich nicht an die Konzentrationslagerregeln nicht gehalten. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

Am 1. Oktober 1944 wurde Müller in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

Schweizer Bürger in Hitlers Todeslagern

200 Schweizer Bürger sind in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

Im Juli 1944 wurde Müller in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

Hitler war ein Mann, der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

Im Juli 1944 wurde Müller in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

und von der Schweizer Bewegung in Gefängnis verurteilt

Am 1. Oktober 1944 wurde Müller in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

Im Juli 1944 wurde Müller in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

Der Schweizer, der in der Schweiz lebte, war ein Mann, der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

Im Juli 1944 wurde Müller in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

Der Schweizer, der in der Schweiz lebte, war ein Mann, der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

Im Juli 1944 wurde Müller in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte. Müller war ein Mann, der in der Schweiz lebte und der in der Schweiz lebte.

«Wer nicht mehr weiterkonnte, wurde erschossen»

In Triest als Spion verhaftet: Arturo Torti war im KZ Buchenwald und überlebte bei Kriegsende einen Todermarsch nach Dachau

Der Triester Spion Torti, 75, verlebte von 1941 bis 1945 im italienischen Exil als Spion für die Engländer, wurde verhaftet und verbracht bei uns als Spion ins KZ Buchenwald.

Im ersten Weltkrieg wurde ich mit 17 Jahren in die Armee eingezogen. Ich war in der Front bis zum Ende des Krieges. Ich wurde verwundet und verbrachte ein Jahr im Lazarett. Danach wurde ich als Spion für die Engländer rekrutiert.

Im Jahr 1940 geführte Triester Arbeiter aus Triest wurden in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.

Im Jahr 1941 wurde ich als Spion für die Engländer rekrutiert. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.

Im Jahr 1941 wurde ich als Spion für die Engländer rekrutiert. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.

Mein Leben ist ein Kampf. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.

Im Jahr 1941 wurde ich als Spion für die Engländer rekrutiert. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.

Schweizer Ökonomiegelehrter vom Alltag in Buchenwald

Im Jahr 1941 wurde ich als Spion für die Engländer rekrutiert. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.

Im Jahr 1941 wurde ich als Spion für die Engländer rekrutiert. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.



Er musste erleben, wie Ökonomie wegen Disziplinierung erzwungen überlebt wurde. Arturo Torti

Kommunisten, andere auch Tote, weil sie die ersten waren und überlebten. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert.

Im Jahr 1941 wurde ich als Spion für die Engländer rekrutiert. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.

Im Jahr 1941 wurde ich als Spion für die Engländer rekrutiert. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.

Im Jahr 1941 wurde ich als Spion für die Engländer rekrutiert. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.

Schweizer als Täter: «Der schwarze Engel des Todes» war eine Bernerin

Carmit Mory spritzte in Ravensbrück inhaftierte Frauen zu Tode. Folter Wipflebe waren rassistischer Sadismus im KZ Hinzert an

Es geht um die Schweizerin in der Ravensbrücker Lagerleitung - und Täter, die Bernerin Carmit Mory und der Zürcher Eugen Wipflebe im KZ Buchenwald.

Im Jahr 1941 wurde ich als Spion für die Engländer rekrutiert. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.

Im Jahr 1941 wurde ich als Spion für die Engländer rekrutiert. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.

Im Jahr 1941 wurde ich als Spion für die Engländer rekrutiert. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.

Als Spion verhaftet, als KZ-Täter und schließlich vor Gericht

Carmit Mory wurde als Spion für die Engländer rekrutiert. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.

Im Jahr 1941 wurde ich als Spion für die Engländer rekrutiert. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.

Im Jahr 1941 wurde ich als Spion für die Engländer rekrutiert. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.



Im KZ Buchenwald bei der Verhaftung am 11. April 1941 ein Bild der Schweizerin Carmit Mory, die als Spion für die Engländer rekrutiert wurde.



Der Ökonomiegelehrte Eugen Wipflebe im KZ Buchenwald.



Die Bernerin Carmit Mory, die als Spion für die Engländer rekrutiert wurde.

Carmit Mory war eine Schweizerin, die als Spion für die Engländer rekrutiert wurde. Sie wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert.

Der schwarze Wipflebe im Schweizer Exil

Eugen Wipflebe war ein Schweizer Ökonomiegelehrter. Er wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert.

Im Jahr 1941 wurde ich als Spion für die Engländer rekrutiert. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.

Carmit Mory war eine Schweizerin, die als Spion für die Engländer rekrutiert wurde. Sie wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert.

Das schwarze Wipflebe im Schweizer Exil

Eugen Wipflebe war ein Schweizer Ökonomiegelehrter. Er wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert.

Im Jahr 1941 wurde ich als Spion für die Engländer rekrutiert. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.

Carmit Mory war eine Schweizerin, die als Spion für die Engländer rekrutiert wurde. Sie wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert.

Das schwarze Wipflebe im Schweizer Exil

Eugen Wipflebe war ein Schweizer Ökonomiegelehrter. Er wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert.

Im Jahr 1941 wurde ich als Spion für die Engländer rekrutiert. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.

Carmit Mory war eine Schweizerin, die als Spion für die Engländer rekrutiert wurde. Sie wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert.

Das schwarze Wipflebe im Schweizer Exil

Eugen Wipflebe war ein Schweizer Ökonomiegelehrter. Er wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert.

Im Jahr 1941 wurde ich als Spion für die Engländer rekrutiert. Ich wurde in Triest verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Ich wurde als Spion für die Engländer rekrutiert.

Mit Pickeln und Schaufeln gegen die Rote Armee

Oiga Brühmann-Dinébar war Flachthelferin im besetzten Paris und überlebte jahrelange Skilversarbeit in deutschen Gefangenenlagern

«Die Deutschen wollten aus Eisen und Stahl ein Volk machen. Das sagt die Walliser Oiga Brühmann-Dinébar, die während der Besetzung der Stadt von der Seite der Widerstandskämpfer in Paris geflüchtete Menschen vor Hunger rettete.

Die erste Aufgabe im Exil war, sagt die ehemalige Skifahrerin und eine der fünf Fliegerinnen von Montblanc, die in der Besetzung von Paris lebte. Sie hat sich nicht untergeben lassen. Sie ist nicht mehr in Deutschland. Sie ist heute in der Schweiz.

Die Schweizerische Eidgenossenschaft und die Kantone der Walliser Oiga Brühmann-Dinébar, 87, in Montevideo, sind im Jahre 1944 nach der Flucht aus Paris nach der Besetzung der Stadt. Ihre Flucht nach der Besetzung der Stadt war ein Akt des Widerstands.

Oiga Brühmann-Dinébar war in Montevideo, später in London und Paris. Sie ist heute in der Schweiz. Sie ist heute in der Schweiz.

1940, nach dem Zusammenbruch der französischen Armee, vertrieben die Deutschen in Paris zehntausende Flüchtlinge. Sie haben sich in die Schweiz geflüchtet.

Die 1940 waren Schweizer Flüchtlinge, nicht nur geflüchtete Menschen und ihre Familien. Sie sind heute in der Schweiz.

Kantone in der Schweiz. Die Flucht der Flüchtlinge ist ein Akt des Widerstands.

Die Flucht ist ein Akt des Widerstands. Die Flucht ist ein Akt des Widerstands.

«Einsparung durch Arbeit – die ganz alltägliche Quelle der 25

Der kleine Oiga Brühmann-Dinébar ist ein Akt des Widerstands. Sie ist heute in der Schweiz.

Nach dem Zusammenbruch der französischen Armee, vertrieben die Deutschen in Paris zehntausende Flüchtlinge. Sie haben sich in die Schweiz geflüchtet.

Die 1940 waren Schweizer Flüchtlinge, nicht nur geflüchtete Menschen und ihre Familien. Sie sind heute in der Schweiz.



Die Oiga Brühmann-Dinébar in der Schweiz. Sie ist heute in der Schweiz.

Die Oiga Brühmann-Dinébar in der Schweiz. Sie ist heute in der Schweiz.

Die Oiga Brühmann-Dinébar ist ein Akt des Widerstands. Sie ist heute in der Schweiz.

Die Oiga Brühmann-Dinébar ist ein Akt des Widerstands. Sie ist heute in der Schweiz.

Die Oiga Brühmann-Dinébar ist ein Akt des Widerstands. Sie ist heute in der Schweiz.

Widerstand, «Widerstand» und internationale Beziehungen

Die Oiga Brühmann-Dinébar ist ein Akt des Widerstands. Sie ist heute in der Schweiz.

Die Oiga Brühmann-Dinébar ist ein Akt des Widerstands. Sie ist heute in der Schweiz.

Die Oiga Brühmann-Dinébar ist ein Akt des Widerstands. Sie ist heute in der Schweiz.

«Die Schweizer erlitten das gleiche Schicksal wie andere KZ-Häftlinge»

Laurent Favre, Briefträger und Hobbyhistoriker aus dem Wallis, will die Schicksale schweizerischer Nazi-Opfer dem Vergessen entreissen

Der Walliser Laurent Favre, 61, Briefträger aus Gressy bei Monthey, kümmert sich in seiner Freizeit um ein vergessenes Kapitel der Schweizer Geschichte: die Schweizer Opfer des Nazibolks.

Wie Favre, die gefühlvoll über den Tod seiner Eltern und seiner Schwester spricht, ist ein Akt des Widerstands.

Laurent Favre ist ein Akt des Widerstands. Er ist heute in der Schweiz.

Wie viele Familien sind die?

Laurent Favre ist ein Akt des Widerstands. Er ist heute in der Schweiz.

Die Oiga Brühmann-Dinébar ist ein Akt des Widerstands. Sie ist heute in der Schweiz.

Die Oiga Brühmann-Dinébar ist ein Akt des Widerstands. Sie ist heute in der Schweiz.

Die Oiga Brühmann-Dinébar ist ein Akt des Widerstands. Sie ist heute in der Schweiz.



Laurent Favre, Briefträger und Hobbyhistoriker aus dem Wallis, will die Schicksale schweizerischer Nazi-Opfer dem Vergessen entreissen.

Foto: Roland Baudouin

Die Oiga Brühmann-Dinébar ist ein Akt des Widerstands. Sie ist heute in der Schweiz.

Die Oiga Brühmann-Dinébar ist ein Akt des Widerstands. Sie ist heute in der Schweiz.

Die Oiga Brühmann-Dinébar ist ein Akt des Widerstands. Sie ist heute in der Schweiz.

Die Oiga Brühmann-Dinébar ist ein Akt des Widerstands. Sie ist heute in der Schweiz.

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Wer nicht spurte, spürte die Peitsche
Ronald Sonderegger
in der Sonntagszeitung Nr. 8 vom 19. Februar 1995

Auch die Schweiz schleppt ein ungutes Erbe nach aus der Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland zwischen 1933 und 1945. Dazu gehört das Schicksal der 250 Schweizer Bürger, die Leidensjahre in den Konzentrationslagern des Nachbarlandes verbringen mussten. Einige von ihnen sind dort zu Tode gekommen. Ronald Sonderegger hat sieben Fallstudien in einer Reportage zusammengetragen. Einen weiteren Leidensgenossen aus dem Tessin und einer als Fluchthelferin in Paris verhafteten Walliserin widmete er besondere Beiträge. Er vergass auch die Landsleute nicht, die sich als Schergen des Unrechtssystems schuldig machten, unter ihnen eine Frau. In der Regel waren es Auslandschweizer, oder im Ausland tätige Männer, die durch Aktivitäten in der Résistance, manchmal durch Zufall oder Sorglosigkeit, in die Fänge der Gestapo gerieten. Der Autor hat mit den Ueberlebenden und mit den Angehörigen gesprochen, hat bewegend aufschlussreiche Zitate der Betroffenen eingefügt. Zum ersten Mal werden die schrecklichen Erlebnisse dieser Menschen ausführlich dargestellt, vor allem im Hinblick auf die traumatischen Folgen für die spätere Existenz nach Kriegsende. Die offizielle Schweiz spielte in diesem Drama eine meist kalte, manchmal unverständlich gleichgültige Rolle. Einfach und schnörkellos geschrieben, auf die Tatsachen vertrauend, kann der Leser ein Stück aufzuarbeitende Zeitgeschichte mitvollziehen. Bald wird die letzte Generation von Augenzeugen nicht mehr unter uns sein. Ronald Sonderegger fügte ein Interview mit einem Briefträger aus dem Wallis hinzu, der seit zwanzig Jahren in seiner Freizeit den Spuren der schweizerischen Opfer des Nazi-Regimes nachforscht.

Margit Weinberg Staber

Der Zürcher Journalistenpreis 1996

wird

Herrn Peer Teuwsen (Text)
und
Herrn Reto Klink (Bild)

für ihren Artikel

Von Schreibenden und ihren Führleuten

erschienen in DAS MAGAZIN Nr. 37 vom 16. September 1995

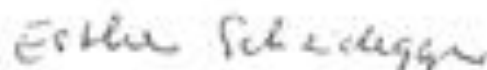
verliehen.

Zürich, 2. Mai 1996

Die Jury:



(Herbert Cerutti)



(Esther Scheidegger)



(Margit Weinberg Stöber)



(Urs Widmer)



Von Schreibenden und ihren Fährleuten

Am Anfang war es gut: «Und die ganze Erde hatte ein und dieselbe Sprache und ein und dieselben Wörter.» Aber die Menschen bauten in ihrem Hochmut den Turm von Babel. Und der erzürnte Herr verwirrte die Sprache. So steht es geschrieben. Die Menschen aber erfanden die Kunst des Übersetzens. Schriftsteller und ihre Übersetzer haben sich aufgemacht, den Richtspruch des Herrn zu überlisten. Sie versuchen, zwischen den Sprachen, den Kulturen zu vermitteln. Ein Bericht über Arbeitsbeziehungen.

Text Peer Teuwsen Fotos Reto Klink

UMBERTO ECO

Geboren 1932 in Alessandria (Piemonte). Eco ist Ordinarius für Semiotik an der Universität Bologna. Er verfasste zahlreiche Schriften zur Ökonomie und Poetik der Zeichen, der Literatur, der Kunst und der Ästhetik des Mittelalters. Sein neuestes Roman über Name der Rose ist er auch als Schriftsteller weltbekannt. Eco lebt hauptsächlich in Bologna und Mailand.

BURKHARD KROEBER (1944)

Geboren 1944 in Pöschel, Studium in Tübingen, Heidelberg und Paris, 1969 Promotion zum Dr. phil. in Linguologie (Oberflächen). Bekannte Sprachwissenschaftler und Philologen. 1973-77 freier Übersetzer aus dem Französischen, Italienischen und Englischen. Anschließend 40er Jahre lang Sachbuchlektor bei Carl Hanser Verlag, seit 1980 wieder freier Übersetzer. Kroeber bringt neben Eco auch Italo Calvino, Andrea de Carlo und Frutkin & Lucantoni ins Deutsche. Er lebt in München.



PÉTER NÁDAS

geboren 1942 in Budapest. In Alter von 26 Jahren wurde er Magyar, er absolvierte eine Fotografenschule. Ein späteres Oberstudium brach er ab und arbeitete als Fotoreporter und Journalist. 1967 veröffentlichte er einen ersten Band mit Erzählungen. Während der stalinistischen Ära war er mit einem Kulturstreik verknüpft. Nádas gehört zu den wichtigsten ungarischen Schriftstellern der Gegenwart. Mit seinem Roman »Buch der Erinnerung« wurde er auch international bekannt. Nádas lebt in seiner Geburtsstadt und in ständigen Bewegungen.

HILDEGARD GROSCHKE

geboren 1923 in Wehr, das heute in Baden-Württemberg liegt. Studium der Zeitungswissenschaften und Sprachpraxis in Münster und Berlin. Nach dem Krieg als Berichterstattin tätig. 1972 wechselte sie ins Fach und wurde freie Übersetzerin. Groschke ist die deutsche Expertin für ungarische Literatur seitdem. Ausser Nádas übersetzte Groschke unter anderem die ungarischen Autoren Tibor Dery, Miklós Radó und István Örkény. Sie lebt in Stuttgart.

Péter Nádas Hildegard Groschke

«Die ständige Konfrontation mit Hildegard ist anstrengender als ein Gerichtsverhör.»

Es war Ende der 70er Jahre, als Péter Nádas die Tür seiner Wohnung im achten Stock eines budapester Neubaurtels öffnete, um die andere Welt hereinzulassen. Sie hatte geklingelt.

In einem wunderbaren roten Seidenkleid stand sie da, mit Ohrring und einer Halskette, beide aus Gold, und Schuhen, die waren wieder rot. Eine elegante Erscheinung. Sie war ihm angekündigt worden, ohne Frage. Hildegard Groschke, die seine akribischen Texte von der einen Welt, der seinen, in die andere übertrug. Zum ersten Mal sah er diese Frau, durch die er die andere Welt kennenlernen sollte.

Das grügelbe Licht des Tages dringt nicht in den kleinen Hof. Der 53-jährige Nádas sitzt an einem kleinen hölzernen Küchentisch, ihm gegenüber die 82-jährige Groschke. Sie senken die Köpfe, stützen sie auf, graben in der Erinnerung. An die 20 Jahre sind sie jetzt befreundet. Eiskaltes Mineralwasser steht vor ihnen. Die Ränder der Gläser sind beschlagen. Seit ein paar Jahren wohnt Péter Nádas in einem Hinterhaus, oben auf der budapester Burg, wo die Touristen durch die sogenannten Sehenswürdigkeiten trampeln. Nádas blickt durchs Fenster hinaus auf die weissen Mauern. Es ist ein Flecken Himmel zu sehen, wenn man sich anstrengt. Er sagt: »Das Wetter ist anders geworden. Es gibt keinen Frühling mehr. Heute bricht der Hochsommer ohne Übergang herein.« Dann schweigt er lange, bevor er endlich weiterzählt.

Nachrichten aus der anderen Welt. Hildegard Groschke, die einstige westdeutsche Verlegerin, war eine Quelle für den Ungarn Péter Nádas. Von ihr hörte er vom Verlagswesen, von Menschen und Büchern aus dem Westen, von der kapitalistischen Weltordnung in ihrer praktischen Umsetzung. Darüber konnte er nicht genug erfah-

ren. «Hildegard war mir eine Warnung vor der anderen Welt», sagt Nádas. Hinzu kam, dass Hildegard Grosche die Nazitherrschaft durchlebt hatte. So teilen sie ähnliche Erfahrungen. Sie in Deutschland, er in Ungarn. Das waren gute Voraussetzungen für eine Arbeit, die zu vermitteln sucht zwischen zwei Kulturen, deren Unterschiede grösser sind als deren Gemeinsamkeiten. Zwei verschiedene Sprachen sind zwei verschiedene Ansichten auf die Welt.

Nádas legt die Hände in den Schoß, schweigt und murmelt plötzlich wieder von diesem «roten Kleid, das ja auch noch dekoffiert war». Da fährt ihm Grosche, der nichts entgegen, dazwischen: «Aber Peter, jetzt erzählen Sie bald, ich sei in der Badehose gekommen!» Nádas lacht, beschwichtigt. Sie hätten über ihre Freundschaft noch nie geredet: «Wir sind beide keine sentimentalen Menschen, oder besser, wir versuchen, uns in dieser Hinnicht abzublocken.» Aber dann erzählen sie doch. Und es ist, als käme vieles erstmals zur Sprache.

Zum Beispiel diese Geschichte: Als Péter Nádas 1992 für das «Buch der Erinnerung» mit dem österreichischen Grossen Staatspreis für europäische Literatur ausgezeichnet wurde, erwähnt er die Übersetzungsarbeit von Grosche in der Dankesrede mit keinem Wort. «Das hat mich wirklich getriggert», sagt sie. Nádas schenkt unentdecktes Mineralwasser nach und lehnt sich dann leise in seinem Stuhl zurück. Ja, sie hätte ja ganz zufrieden sein können, meinte Grosche, beim Mittagessen sei schliesslich eine Lobrede auf sie allein gehalten worden. «Aber das war mir nicht wichtig. Ich wollte diesen meinen Namen von Nádas hören, nur von ihm», hebt Grosche und haut mit den Knöcheln der Finger energisch auf den Küchentisch. Dann reiss sie den Kopf hoch und streckt ihn Nádas entgegen. Ihre Augen fordern Replik.

Er entschuldigt sich, zornlos. «Ich war an diesem Abend nahe dran, in Ohnmacht zu fallen. Es war furchtbar warm, und es ist mir eine Plage, wenn so viele Menschen meinetwegen zusammenkommen. Ich erinnere mich noch an die Minuse, Hildegard, als ich Sie hätte erwähnen müssen, nach dem Applaus, es lag mir auf der Zunge, aber ich hätte einen Satz zustande bringen müssen, der nicht auf meinem Manuskript stand. In diesem Saal hatte ich einfach nicht die Kraft dazu, es ging nicht.» Dann schweigt er. Und sie sagt ganz ruhig: «Ja, das verstehe ich.»

Der Grundstein für die Freundschaft zwischen Grosche und Nádas liegt in der Arbeit. Das Hauptwerk von Péter Nádas heisst «Buch der Erinnerung» und erschien 1986 auf ungarisch. Es ist ein Roman, der in seltener Präzision den Widerhall politischer Entwicklungen im Leben einzelner, vor allem jüngerer Menschen beschreibt. Nádas ist mit einer unglaublichen Erinnerungsgabe versehen. Und diese benutzte er, um das Leben dieser Versehrten niederzuschreiben. Das Buch entstand aus einer Situation der Isolation: Nádas hatte Schreibverbot unter den Kommunisten. Während zehn Jahren arbeitete er täglich am Text, ohne jemals auch nur daran denken zu können, dass er eines Tages veröffentlicht würde. Hildegard Grosche übersetzte nahezu fünf Jahre daran.

Wenn Sprache entstanden ist, wenn kein Mensch – sieht man vom Wort Gottes einmal ab. Auf der Welt werden, je nach Schätzung und Zählart, bis zu 8000 verschiedene Sprachen gesprochen. An der Schnittstelle all dieser Sprachen und Kulturen sitzen Dolmetscherinnen und Dolmetscher, Übersetzerinnen und Übersetzer – ein Heer von Sprachbegabten, die ständig bemüht sind, den Austausch nicht abreißen zu lassen. Im deutschsprachigen Raum ist jedes zweite Buch ein übersetztes. Englische und amerikanische Texte werden mit

EDUARDO MENDOZA

geboren 1943 in Buenos Aires. Von 1963 bis 1982 arbeitete er als Übersetzer und Dolmetscher für die Vereinten Nationen in New York. Seitdem arbeitet er als Schriftsteller. Sein bekanntester Roman heisst «Die Stadt der Wunder». Mendoza lebt in seiner Heimatstadt.

PETER SCHWAB (rechts)

geboren 1943 in Zürich. Studium der Germanistik und Musikwissenschaft in Zürich und Berlin. Ab 1972 freiberufliche Arbeit als freier Journalist. Ab 1978 Redaktionsverantwortung beim «Tagesspiegel». Danach bis 1988 Redaktor in der Bereichsredaktion und Kultur. Seit 1987 freier Übersetzer und Journalist in Zürich. Seitdem Übersetzte Autoren: Juan José Millás, Jorge Ibarrola, Javier Tobar, Álvaro Mutis, Andrés Bello Casarri.







MARGRIET DE MOOR

Geboren 1902 in Noordwijk, Stadlerice in den Haag (Amung und Klever). Nach einer Karriere als Stenografin, vor allem mit Liedern des 19. Jahrhunderts, studierte sie in Amsterdam Kunstgeschichte und Archäologie. Seit acht Jahren schreibt sie Romane. Bereits ihr erstes Buch, ein Band mit Erzählungen, war ein grosser Erfolg in den Niederlanden. De Moor lebt in der Nähe von Amstertam.

HELDA VAN BOVENEN (1906-1982)

Geboren 1906 in Dordrecht (Holländisch). 1929-30 Studium an ETH Zürich für Germanistik und Schwedisch der Universität Heidelberg (Englisch, Niederländisch, Norwegisch). 1930-31 Abschluss als Dolmetscherin. Lokale für Niederländisch an der Universität Heidelberg. Seit 1934 ist van Bovenen als freiberufliche Übersetzerin für Niederländisch-Literatur tätig. Neben de Moor übersetzt sie unter anderem auch K.F. Th. van der Poorten und Theo Boekema. Die Texte im vorliegenden Band folgten.

Abstand am häufigsten ins Deutsche übertragen. Was übersetzt wird, bestimmt der Markt.

Während der Übersetzungsaufzeit trafen sich Peter Nádas und Hildegard Groosche regelmäßig für ein paar Tage, eine Woche im waldungarischen Gombosszeg, dem zweiten Wohnsitz von Nádas, im Literarischen Kolloquium in Berlin oder im Europäischen Übersetzerkollegium in Szeged an der deutsch-holländischen Grenze. Und immer in der Ablauf der gleiche: Man setzt sich an einen Tisch, die eine dem anderen gegenüber: Peter Nádas hat das ungarische Original vor sich, Hildegard Groosche ihre handgeschriebene deutsche Übersetzung. Sie nennt eine Seitenzahl und das Problem. Dann diskutieren sie über unterschiedliche semantische Wertigkeiten in den beiden Sprachen, über kulturelle Differenzen, setzen sich mit ihrer Kultur auseinander, stellen alles in Frage, gehen den Dingen auf den Grund und räumen Missverständnisse aus dem Weg.

Peter Nádas sagt über diese Arbeit: «Plötzlich sehe ich meinen Text, den ich zu kennen glaube, aus der Sicht eines anderen Menschen. Diese ständige Konfrontation übermüdet und ermüdet mich. Das ist anstrengender als ein Gerichtsverhör.» So geht er immer einen Kaffee holen, die Katzen füttern, oder er erfindet sonst einen Grund, um wegzukommen von diesem Tisch, wegzukommen von der ungeheuren Arbeitslast dieser 82-jährigen Dame, die von ihm unbedingte Teilnahme fordert.

Hildegard Groosche ist ein Unikum. Zur Welt kam sie 1913 in Rékas, das damals noch zur k. u. k. Monarchie gehörte und heute in Rumänien liegt. In den 30er Jahren kam sie nach Deutschland, wo ein Professor am Ungarischen Institut der Berliner Universität sie mit der Kunst des Übersetzens bekannt machte. Nach dem Krieg wurde sie Verlegerin und brachte Autoren wie Peter Händing, William Faulkner, Wolfgang Koeppen und László Németh an die Öffentlichkeit. Dann kaufte die Holtzbock-Gruppe 1972 alles auf. Für Hildegard Groosche war damit ein Abschnitt ihres Lebens zu Ende.

Freilich, Groosche verzagte nicht. Sie wurde freie Übersetzerin und Expertin für ungarische Literatur. Ihr ist es wesentlich zu verdanken, dass die ungarische Literatur auch im deutschsprachigen Raum einen Stellenwert erhielt. Solches blieb auch den Politikern nicht verborgen: Groosche wurde mit Orden beehrt. 1983 erhielt sie den ungarischen Verdienstorden in Gold, 1991 den Palmorden der Republik Ungarn, 1993 das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse.

Das Tageslicht macht sich langsam von dannen. Derweil spricht der Autor, der Deutsch anhand von Klassikern wie Thomas Mann und Goethe gelernt hat, von den Schwierigkeiten, denen er beim Übersetzen gegenübersteht. «Jeder, der deutsch redet, spricht die Sprache von Kant und Hegel – egal, ob er sie gelesen hat oder nicht. Ihre Sprache ist Kulturgut, sie liegt auf jeder Zunge. Wir Ungarn kennen das nicht. So ist alles, was um Gedanken, Formulierungen, um Analytische geht, im Ungarischen viel umständlicher, pädagogischer. Wenn es aber um Emotionen, um Gefühle geht, ist das Ungarische präziser, reicher. Beim Übersetzen muss man das Deutsche deshalb einerseits vereinfachen, andererseits erweitern. Das war die grosse Arbeit zwischen mir und Hildegard. Ich bin ihr sehr dankbar, weil ich kulturell viel gelernt habe – auch wenn ich nachher immer ausserwöhnlich erschöpft war.»

Viele grosse Schriftsteller haben auch übersetzt. Das war ihnen eine gute Übung und die beste Art, anderen Autoren auf die Schliche zu kommen. Aber nicht jeder Schriftsteller ist ein guter Übersetzer. Friedrich Schiller zum Beispiel versuchte sich einst an Shakespeares «Machbeth». Was herauskam, war nicht Shakespeare, sondern wieder Schiller.

Es gebe auch die Schamaneisen des Übersetzens, murmelt Nádas plötzlich. Er helfe Hildegard aus den erwähnten Gründen gern. Aber: «Ich komme nicht mehr so gut voran mit dem Schreiben.» Durch die Arbeit mit Hildegard Groosche sei er gezwungen, Texte wiederzulesen, die er schon lange abgeschlossen habe, die er vergessen möchte, ja müde, um weiterzukommen. «Ich habe durch die Reflexionsarbeit mit Hildegard eine grössere Distanz zu meiner Sprache bekommen. Dieses mir Zurückblicken! Die Arbeit mit ihr ist riskant für mich.»

Kaum hat er geredet, legt Groosche los und erzählt von den Risiken, die sie eingeht. Wie sie zum Beispiel bei der Arbeit die Sprache von Nádas übernommen habe. Bei ihren täglichen Spaziergängen im nahen Wald habe sie sich plötzlich dabei erwischt, wie ihr eine seiner Beschreibungen eines Waldes über die Lippen gekommen sei. «Da sage ich mir: Du bist doch nicht ganz gescheit!» Aber es sei halt so. Die Lektüre von Nádas zwinge einen, mehr zu sehen, zu hören, zu schmecken. «Er schärft das Gefühl.» Dann macht sie eine Denkpause, die vielleicht eine Kurzpause ist. «Deshalb bin ich in ästhetischen Dingen empfindlich. Ich muss mich zurückhalten, um jemandem nicht zu sagen: Dieses hellblaue Hemd passt nicht zur dunkelblauen Hose.» Sagt und zupft Peter Nádas an seinem hellblauen Hemd. Der ist für einen Moment pechlich berührt und schaut an sich herunter. Dann lacht er.

«Manchmal, wenn ich Übersetzungen lese, muss ich zugeben, dass sie besser sind als meine Texte.»

Er empfängt im «Vierjahreszeiten», dem feinsten Hotel von München, in Suite 100, eigens zum Zwecke angemietet, die deutschsprachige Presse möglichst rasch zu erledigen. Es ist die Präsentation der deutschen Übersetzung seines neuen Buches, «Die Insel des vorigen Tages». Eine halbe Stunde Interview gewährt er den herkömmlichen Medien, dem Fernsehen eine ganze. Umberto Eco ist Verwalter des eigenen Erfolgs; er muss den Ruhm überarbeiten. Er sagt: «Sich mit dem Schreiben und dem Schreiben zu beschäftigen, das ist die einzige Möglichkeit, den Kampf gegen die Massenmedien zu gewinnen.»

Im Entree, zwischen Kammerfrauen und puffenden, wohlbeleibten Kulturjournalisten, sitzt ein Mann von hagerer, hoch aufgeschosener Gestalt, der ruhig in einer der grossen Zeitungen Deutschlands blättert. Burkhard Kroeber, der Eco seit dem Roman «Der Name der Rose» ins Deutsche übersetzt, kennt diesen Krummel, von dem er weiss, dass er nie ihm gehen wird.

Menschen, die sich entschlossen haben, literarische Texte von der einen Sprache in die andere Sprache zu übersetzen, müssen bescheiden sein. Wird ihnen Wertschätzung zuteil, dann sicherlich nicht, was das Finanzielle anbelangt. Geld ist gerade so viel zu verdienen, dass man sich über Wasser haben kann. Eine übersetzte Buchseite wird im Durchschnitt mit 30 Franken entlohnt. Ein paar wenige namhafte Übersetzerinnen und Übersetzer, zu denen auch Burkhard Kroeber gehört, sind mit einem halben oder einem ganzen Prozent an dem Verkauf beteiligt. Aber das ist die grosse Ausnahme.

Die Verträge der Verlage kommen bisweilen der Entmündigung der Übersetzenden nahe. Sie enthalten lange Listen von Pflichten,

Terminen, Strafanordnungen bei Nichterhaltung – dies alles unrettbar Abtretung fast sämtlicher Rechte, welche die Arbeit betreffen, an die Verleger. Weiz über die Hälfte literarisch Übersetzender sind Frauen.

In der Suite 100 sitzt er nun, in einem Sofa, das drei erwachsenen Menschen Platz bieten könnte. Er hat die Arme über die Lehne gelegt und raucht Mandelholzgersten. Er sagt Buongiorno, lässt Kroeber auf seinem Sofa sitzen und bittet um die erste Frage. Wie wichtig, Herr Eco, sind Ihnen Übersetzungen? «Nun, seit meinem ersten Roman ist es mir ein Anliegen, mich mit den Übersetzern auseinanderzusetzen. Bei meinen wissenschaftlichen Büchern änderte ich einfach die Argumentation ab, wenn sich Schwierigkeiten bei der Übertragung in die Zielsprache ergaben. Bei den Romanen hingegen wurde ich ein Gefangener der Ästhetik: Wie kann man dem Original treu bleiben?»

Eco verschickt an seine Übersetzer regelmässig Rundbriefe. Darin weist er auf mögliche Probleme hin und gibt Tips, wie diese zu lösen wären. Bei «Der Name der Rose» zum Beispiel forderte er zum freien Umgang mit dem lateinischen Brocken auf. Es sei ihm nicht wichtig, dass diese in Latein würden, sie müssten einfach den «Geruch des Mitternachts» besitzen. So übertrug der slowische Übersetzer das in seinen Ländern unbekannt Latein in eine religiöse Slawisch der orthodoxen Kirche des Mittelalters.

Ja, wenn Burkhard Kroeber nicht Italienisch gekonnt hätte! Es war 1980, als in Deutschland die ersten Folgen von «Il nome della Rose» herausgeschickt wurden – und keinen Verlag wirklich interessierten. Kroeber, damals noch Sachbuchlektor beim Hanser-Verlag, war als einziger im Haus des Italienischen mächtig, und so fixierte

dem das Manuskript auf den Tisch. Er war begeistert – und erhielt vom Verlag den Auftrag, den Roman ins Deutsche zu übertragen. Sobald er jeweils hundert Seiten übersetzt hatte, reiste er nach Mailand. Dort besprach er mit Eco und seiner Frau, einer Deutschen, das Erbeite. Das war der Beginn einer Freundschaft.

Nach sieben Monaten war die Übersetzung fertig. Die Startauflage betrug 10.000 Exemplare – «für die Inselkzellen im Land», wie es hieß. Den Rest kennt man. «Der Name der Rose» verkaufte sich millionenfach. Seitdem ist Kroeber der deutsche Übersetzer von Eco. Hat der Professor für Semiotik und Schriftsteller in Personalunion einmal einen Übersetzer akzeptiert, bleibt es dieser. «Es gibt eine richtige Eco-Mafia», sagt Kroeber blinzend.

Was, Herr Eco, geht dem Original verloren, wenn es ins Deutsche übersetzt wird? «In jeder guten Übersetzung muss der Geist des Originals eingelangt sein. Es gibt heute Theorien, die besagen, das größte Problem sei nicht, dem Original treu zu bleiben, sondern zum Beispiel etwas richtig Deutsches daraus zu machen. Das finde ich nicht ganz richtig. Die Wahrheit liegt dazwischen. Wir können doch mit einer Übersetzung aus dem 19. Jahrhundert von Schiller oder Manzoni nicht mehr viel anfangen, wir brauchen neue Übersetzungen, die aus unserer Zeit schöpfen. Jedes Jahrhundert braucht neue Übersetzungen der Klassiker. Das ist kein Text-zu-Text-Prozess, sondern ein Kultur-zu-Kultur-Prozess, ein Zeitalter-zu-Zeitalter-Prozess.»

Kroeber schnitt auf dem Sofa nach vorne und sagt: «Aber vergiss bitte nicht, dass es unheimlich wichtig ist, wer den Text übersetzt. Jeder Übersetzer fertigt einen anderen Text.» Mit einem schnellen Seitenblick auf seinen Freund fällt Eco los: «Ja. Eine neue Übersetzung hat die Chance, Aspekte aufzudecken, die früheren Übersetzungen, sei es aus Unwissenheit, sei es aus gesellschaftlichen, moralischen, kulturellen Gründen, verheimlicht haben. Zum Beispiel eine homosexuelle Beziehung.» Er lässt sich zurückfallen. Es folgt die nächste Zigarette.

Wie soll übersetzt werden? Im Mittelalter war die sogenannte Interlinearversion üblich. Man übersetzte Wort für Wort. An den von Gott geschriebenen Texten, die damals vorwiegend in Arbeit waren, durfte nicht das geringste verändert werden. Luther dazu vertrat die Ansicht, man solle auch auf die Stil- und Satzstruktur der eigenen Sprache achten. Die Humanisten übersetzten in der Folge vom Satz her, so wörtlich wie möglich. Es war ein Ringen und ein Fechten für eine Theorie, die es als solche gar nicht geben kann.

Jeder Text benötigt einen neuen Zugang. In der Neuzeit, etwa seit den späten 70er Jahren, hat sich die Ansicht durchgesetzt, dass die Übersetzung vor allem die gleiche Wirkung wie das Original hervorrufen soll. So genau wie möglich, aber so frei wie nötig. «Wirkungsäquivalenz» nennt man das in der Fachsprache. Ein Übersetzer ist kein Dichter, er ist ein Diener einer anderen Sprache, eines Schriftstellers. Aber eine Übersetzung ist kein Abklatsch des Originals. Ein Mensch mit seiner Wahrnehmung ist dazwischengeschaltet. Deshalb ist jede Übersetzung eine Interpretation.

Herr Eco, haben Sie Angst vor dem Übersetzer – schließlich kennt niemand Ihren Text so genau wie er? «Nein, aber manchmal – und das ist kein Witz –, wenn ich Übersetzungen lese, muss ich rügeln, dass sie besser sind als mein Text. Es können neue Farben, neue Töne aufbrechen. Bei meiner Arbeit mit den Übersetzern habe ich etwas gelernt über das Schreiben. Angst habe ich höchstens davor, dass man meinen Text misshandelt. Wenn der Übersetzer den Geist des Romans nicht versteht, ist das eine Katastrophe.

Zum Glück ist mir das in den Weltsprachen, die ich überprüfen kann, noch nie passiert.»

Müsste Burkhan Kroeber einen Nachruf auf Umberto Eco schreiben, lautete der Titel «Ein moderner Diderot». Es sei dieses enzyklopädische Wissen, diese Sammelschwat, die das Schreiben von Eco prägten. Er sei einer, dem unter den Händen alles zum Spiel gerate. Einer, der von überall nehme, was er bekomme. Hinzu dieser unorthodoxen, in die Form des Romans gegossenen Anhäufung von Wissen vernechte sich Eco aber auch. Gerade in seinem neuesten Buch, «Die Insel des vorigen Tags», zeigte sich dies.

Erst ganz am Schluss, wenn der Protagonist nach einer wilden und erlebnisreichen Suche nach dem festen Punkt, der die Längengrade bestimmt, einfach schwimmend ereschwinde, komme der Roman in unmittelbare Berührung mit seinem Autor. An dieser Stelle will Kroeber eine «persönliche Tiefenschicht» von Eco ausmacht haben, eine ihm eigene Auseinandersetzung mit dem Tod. «Eco», sagt Kroeber, «ist in seinem tiefsten Inneren ein Pestalozzi, der den Leuten sagen will, wo es langgeht.» Er wisse aber als moderner Mensch, dass man heute nicht mehr so aufstehen könne. «Also legt er sich verschiedene Mäntel um: den des Lehrers, Professors, Journalisten und Schriftstellers.»

Was ist der Unterschied, Herr Eco, zwischen Übersetzen und Schreiben? Eco senkt den Kopf, schiebt sich nach vorne auf die Kante des Sofas und stellt seine Beine breit auf den Teppich. Das sei eine komplizierte Frage. Dann, nach einer kurzen Pause, ruft er: «Halt! Mir ist ein Witz eingefallen.» Der massive Eco macht sich zurecht. Er schickt voraus, dass viele Italiener nicht immer wissen, ob ein Wort auf -gi oder -ghi ende.

Der Witz geht so: «Ein Mann geht auf den Markt in Mailand. Er sieht einen Stand, wo ein Händler belgische Vasen verkauft. Er sagt: Wunderbar, davon könnte ich für meine Boutique ein paar gebrauchen. Der Händler bietet um einen schriftlichen Auftrag, den der Mann zu Hause auch gleich absetzt. Er schreibt: Sehr geehrter Herr, bitte schicken Sie mir trenta vassetti belgi.» Eco wird zum Besitzer der Boutique. Er wirft die Stirn in Falten, schüttelt unwillig den Kopf, zerknüllt passsionistisch ein Papier, wirft es auf den Boden der Suite 100. «Nein, sagt sich der Mann. Es muss heißen: trenta vassetti belgi.» Aber auch diesen Zettel zerknüllt der tygerliche, raffische Boutiquebesitzer alias Umberto Eco und wirft ihn hinter das Luxussofa. «Der Mann schreibt schließlich: Schicken Sie mir una vasetta belga, oder doch besser gleich dreissig.» Eco lacht donnernd. Beim Schreiben, sagt er, könne man eine Schwierigkeit folgendermassen beseitigen: Er stößt einen scharfen Pfeil aus und wirft einen dritten Zettel weg. Beim Übersetzen aber, da habe man einen Text vor sich, den man nicht ändern dürfe. Das sei der Unterschied zwischen ihm und Kroeber.

Herr Eco, wie beurteilen Sie die Übersetzungen von Burkhan Kroeber? «Nun, bei meinen geringen Deutschkenntnissen fällt mir einfach auf, dass sie immer länger sind als das Original. Burkhan will halt sehr viel schreiben. Der englische Übersetzer hingegen will immer kürzer.» Kroeber läßt ihm in die Rede: «Aber, Umberto, das ist eine Eigensart des Deutschen. Das ist nicht mein persönlicher Tick.» Das Deutsche mache eben Nebensätze, wo andere Sprachen Partizipien verwenden. Eco nickelt wissend. «Meine Frau Renate sagte nach der Lektüre meines neuen Buches, es sei nicht schlecht. Zu der Übersetzung von Burkhan aber sagte sie: Ich liebe diesen Roman.» Nochmals ein breites Grinsen, das dem dichten Bart auseinanderfährt, dann ist er zufrieden. Der nächste Frager, bitte. ◀

«Helga fasste in Worte, was mich
so erschüttert hatte.»

Sundenlang ist nur geredet worden. Das wachende Grün rund um das verwinkelte Häuschen, das irgendwo in den Niederlanden steht, schluckt die letzten Tagesreste. Da fällt mir einem Mal das grosse Wort, das all das Essentielle fasst. Schwessem. Ja, wie Schwessem seien sie zueinander. «Wir stimmen überein. Das ist entschieden wichtiger als Freundschaft, das geht tiefer. Schließlich habe ich ihr ein Buch anvertraut», sagt Margriet de Moor, «und sie trug es unverletzt in ein anderes Land.» Helga van Beuningen nickt verhalten.

Vor zwei Jahren, an der Frankfurter Buchmesse, wurde die eine auf die andere aufmerksam. Literatur aus den Niederlanden war Schwerpunkt der Messe. Alle Welt redete von Cees Nooiboorn, der von Helga van Beuningen übersetzt wird. Der Durchbruch einer kleinen Literatur in eine grosse, die deutsche. Das niederländische Radio hatte eine Diskussionsrunde zu Übersetzungsfragen zusammengelassen. Van Beuningen, die Übersetzerin für niederländische Literatur schlichthin und wohl als einzige im deutschsprachigen Raum diplomiert, redete über ihre Übersetzungsstrategie. Wie wichtig es sei, einen original deutschen Text zu erwerben, dem aber die fremden Tatsachen, die fremde Umgebung beilassen würden. Dass man im Dien-

stet des Autors stehe. Seine Eigenart in die andere Sprache zu übertragen, das sei erste Pflicht einer Übersetzerin. Sie sprach von den vielen Mehrdeutigkeiten im Niederländischen, vom lockeren, saloppen Umgang mit der Sprache, dass man einander zum Beispiel schneller dazwischen. Und sie sprach vom Deutschen, das vor allem im Literarischen viel ernsthafter überkomme, das einen hohen Abstraktionsgrad besitze und schneller in den Kisch abzurufe. Diese Schwierigkeiten zu überwinden sei ihre Aufgabe. Eine Übersetzerin ist eine Fährfrau.

Margriet de Moor erinnert sich: «Ich war erschüttert von der deutschen Übersetzung meines ersten Buches. Dass mein Werk plötzlich ein anderes werden kann. Und Helga sass einfach da und sagte, worum es ging. Sie sprach von diesen geheimnisvollen Änderungen, wenn ein Buch in eine andere Sprache übergeht. Sie liess in Worte, was mich so erschüttern hatte.» Und da wollte de Moor nur noch eine für die Übersetzung ihres nächsten Buches: van Beuningen.

Schon «Erst grau dann weiss dann blau», der erste Roman von Margriet de Moor, verkaufte sich in Deutschland 70.000 Mal. Trotz des grossen Erwartungsdrucks, der das nächste Buch begleitete, nahm Helga van Beuningen das Übersetzungsangebot an. Und es kläppte. Der Roman «Der Virtuose» ging 100.000 Mal über deutsche Ladentische – auch dank der Unterstützung von Marcel Reich-Ranicki, der das Buch als das wichtigste des Herbstes 1994 lobte. Dieser Text, der aus dem Leben eines Sopran singenden Kawakami und seiner Geliebten im Italien des Barocks erzählt, hatte das Herz des Literaturkritikers gerührt.

Der Erfolg ist nicht zuletzt der Übersetzungsarbeit von Beuningen zu verdanken. Ihr ist es gelungen, die dem Buch eigene Verschlingung von Musik und Sprache ins Deutsche hinüberzutragen. Von dieser Leistung nehmen allerdings nur die wenigsten Notiz. Das ist van Beuningen gewohnt. Öffentliche Lorbeeren zu erlangen kann kein Ziel eines Übersetzenden sein. Er hat bloss die Verantwortung, die zudem eine doppelte ist: dem Autor und der Sprache gegenüber. «Der Text eines Autors ist mir heilig», sagt van Beuningen mit einem scheuen Seitenblick voll Bewunderung auf de Moor.

Wenn etwas heilig ist, der will genau sein.

Helga van Beuningen steht täglich um halben sieben Uhr morgens auf, sitzt um acht am Schreibtisch, arbeitet bis zwölf, kocht für sich und ihren Mann, macht den Haushalt, arbeitet dann von zwei bis sieben Uhr weiter. «Ich habe vieles aufgegeben, nicht bewacht, das hat sich so ergeben. Im sozialen Bereich bin ich furchtbar rigoros geworden, ich will mir die Zeit für die Arbeit von niemandem stehlen lassen. Die Einsamkeit, die brauche ich», erzählt van Beuningen.

De Moor läßt ein – mit einem seltsamen Satz. Sie meine, als Künstlerin von Jahr zu Jahr verrückter zu werden: «Ich reagiere nicht mehr normal, bin obsessiv, vermag die Wirklichkeit nicht mehr richtig einzuschätzen. Das Schreiben kommt eben vom Schreiben, nicht von der Wirklichkeit.» Die beiden einigen sich, dass Schreiben wie Übersetzen Ausschliesslichkeit voraussetze.

Das war der Augenblick, als das grosse Wort fiel von den Schwessem, die sie einander in Wäldern wies.

Eduardo Mendoza Peter Schwaar

«Durch Peter erfahre ich Selbstkontrolle.

Er ist einer meiner besten Leser.»

Seine ewige Reise nach Barcelona hat 1986 begonnen. Weil er ahnte, dass sein nächster Beruf für den Rücken ein Leidnsweg und für den Geldbeutel eine Durststrecke bedeuten würde, kaufte er einen Bürostuhl mit Rollen; das war eines der Privilegien, die er als Schweizer Zeitungsredaktor genoss. Aber diese Privilegien, dieses gesicherte, langweilige Leben, das wollte er nicht mehr, auf keinen Fall. Es sollte eine freiere Zeit werden.

Die Gelegenheit, den Hut zu nehmen, war gekommen, als er wegen eines Interviews mit Mario Vargas Llosa die Experten für spanische und lateinamerikanische Literatur des Suhrkamp-Verlags, Michi Srasasfeld, anrief. Das Interview bekam er nicht, aber man fing an zu plaudern über den Beruf, das Leben und die Bücher. Schwaar erzählte von seinen Zukunftsplänen und von einem Roman, den er unlangst begeistert gelesen hatte: «La ciudad de los prodigios» – die Stadt der Wunder. Der Autor dieser grossen Geschichte, die den Aufstieg eines Mannes im Barcelona der Jahrhundertwende erzählt, heisse Eduardo Mendoza. Frau Srasasfeld sagte bloss, man habe gerade die Rechte für diesen wunderbaren Roman erworben. Er solle, wenn er Lust dazu habe, doch mal das erste Kapitel zur Probe übersetzen.

Frau Srasasfeld, die sich dem Übersetzen verschrieben hatte, leidet unter Rückenbeschwerden. Das lange Sitzen nagt an der Gesundheit. Viele können nur noch an Schreibmaschinen ihrer Arbeit nachgehen. Klaus Bräunbauer, Leiter des Europäischen Übersetzerkollegiums in Straelen, sagt: «Wir brauchen dicke Arsch und starke Handgelenke.»

Und so setzte sich Peter Schwaar auf seinen neuen Stuhl, zerlegte das Buch in seine Einzelheiten, stürzte Wörterbücher um sich herum, las vorbereitende Literatur und begann endlich zu übersetzen. Er sezerte den Roman, erschloss sich seine inneren Strukturen und kam dem Spanisch von Mendoza auf die Spur, indem er es ins Deutsche übertrug. Schliesslich schickte er das erste übersetzte Kapitel nach Frankfurt, zum Suhrkamp-Verlag. Den Satz des Lektors, der ihm eine Anstellung gab, kann er noch heute zitieren: «Ich neige dazu zu erwägen, es mit Ihnen zu versuchen.» So begann die ewige Reise des Peter Schwaar nach Barcelona. Don lebt er jetzt mindestens drei Monate im Jahr; die Stadt ist ihm zur zweiten Heimat geworden.

Die Sonne scheint warm, und sie sitzen in der «Casa Leopoldo», an diesem Ort, in diesem stillen Seesengässchen, hinter dieser unscheinbaren Eingangstür, wo sie angefangen haben, miteinander zu

arbeiten. Diese Geschichte aber erzählt Mendoza am besten selbst: «Wenn mich Übersetzer besuchen kommen, habe ich eine Liste von Restaurants: billige an der Ecke, Mittelklasse und gute. Das Lokal wähle ich aufgrund desindrucks aus, den ich von dem Menschen durch die Telefongespräche und Briefe erhalten habe. Peter hat ich der besten Kategorie für würdig. Das war aber auch ein Test, denn manche Leute ehekt es, wenn sie diese Meerfrüchte, diese Fische hier sehen. Das sind uninteressante Menschen. Peter aber aus alles, sogar das Dachdach. Er ist eine wissende Person, ein Barcelonense. Die Konversation verlief fängig, nach zehn Minuten waren wir schon nicht mehr beim Buch.»

Mendoza nimmt einen Schluck Weisswein und lässt ihn genusslich die Kehle runterperzeln. Gerade werden die Meerfrüchte, der Schinken und andere Köstlichkeiten aufgetragen. Der Kellner macht eine Verbeugung. Mendoza lobt die Speisen auf katalanisch und legt sich dabei die Hand auf die Brust. Eine Frage, Herr Mendoza: Nicht das Übersetzen einen Sinn, ist ein Versuchen zwischen den Kulturen möglich? «Geschichten werden immer verstanden, egal wo. Wir Leser verstehen immer etwas, vielleicht nicht das, was der Autor gemeint hat, aber wir verknüpfen die Geschichten mit uns – und so verstehen wir. Man hat die Kapazität zu verstehen, überall.»

Die Sprache von Mendoza hat eine Tendenz zum Barocken, zum Ausschweifenden, und ist reich an Wörtern. Nicht von ungefähr sagt der Schriftsteller «Gabriel García Márquez ist unser aller Meister». Hinzu kommt, dass das literarische Spanisch an sich zur Redundanz, zum Überfluss, neigt. So muss Schwarz in seiner Arbeit einen Mittelweg finden zwischen den beiden Sprachen, zwischen ausatmen und belassen. «Die Ausgangssprache erleidet Einflüsse, es gibt Kulturbarrieren», sagt er. «Genau das eröffnen mir neue Welten. Deshalb mache ich diese Arbeit.» In Eduardo Mendoza hat er einen Autor gefunden, der diese Arbeit schätzt, der ihn nicht bloß als willkommener Handlanger für die weltweite Verbreitung der eigenen Texte sieht.

Übersetzerinnen und Übersetzer versuchen immer wieder, das Unmögliche wahr zu machen. Sie wollen Sprachgestalt und Wirkung des Originals in der Zielsprache nachbilden – auch wenn sie von vornherein um die Vergänglichkeit dieses Unterfangens wissen. Selbst die beste Lösung für ein Pro-

blem ist immer noch ein Kompromiss. Es gibt Übersetzer, die dem unerreichten Ziel nahe gekommen sind. Zum Beispiel Wilhelm Schlegel und Ludwig Tack mit ihren kongenialen Shakespeare-Übersetzungen. Liest man ihre Texte, ist die Übersetzung vergessen.

Der Kellner trägt unter erneuten Verbeugungen Fisch auf. Schweigend wird gegessen. Dann sagt Mendoza plötzlich: «Das Schreiben gefällt mir immer weniger. Es wird immer schwieriger, ein Repetitorium. Ich kann nicht mehr besser werden, auch wenn ich es weiterhin versuchen muss.» Dann, nach einer Pause, während der er das Weissweinglas zum Mund führt: «Ich würde wohl lieber wieder übersetzen.»

Zehn Jahre lang, von 1973 bis 1982, war Mendoza Übersetzer und Dolmetscher bei den Vereinten Nationen in New York: «Ich sag die eigene Sprache in Teilen ein, um sie in einer anderen Sprache wieder auszusprechen. Ich dekonstruierte meine Sprache – und begann sie zu verstehen.» Noch heute lese er fast nur in Fremdsprachen, und wenn ihm ein Buch interessiere, übersetze er es, um hinter dessen Machen zu kommen.

Mendoza bricht sich ein Stück Brot, schindet Zeit, bevor er endlich zur Konklusion kommt: «Es gibt keinen Unterschied zwischen Übersetzen und Schreiben. Alles Schreiben ist ein Wiederschreiben, ich lebe auch von anderen Texten, ein originäres Schreiben gibt es nicht. Wir langn ja an zu schreiben, weil wir einen geliebten Text eines anderen imitieren wollen, nicht weil wir etwas zu sagen hätten. Wer meint, er habe etwas zu sagen, wird nie ein Schriftsteller.»

Schwarz schüttelt leicht den Kopf, brummt etwas von «Überreibung», greift sich dann aber vergnügt einen Teil des Mandelkuchens. Hier redet ihm einer das Wort.

Über ihre Freundschaft reden die beiden nicht. «Das ist jetzt halt so», sagt Schwarz. Mendoza immerhin gibt preis: «Durch Peter erfahre ich Selbstkontrolle. Es kennet meine Bücher auswendig. Er ist einer meiner besten Leser.»

Schon kommt der Schraaps in einer grünen, bauchigen Flasche. Der Schriftsteller und sein Übersetzer sind die letzten Gäste. Mendoza zündet ein Streichholz an, gibt der Zigarette von Schwarz Feuer und brennt sich dann seinen Zigarette an. Der Rauch steigt langsam gegen die Decke. Der Wirt sind genug. ■

Peter Trawen ist redaktioneller Abgab-Redakteur. Peter Kink arbeitet als freie Fotograf in Zürich.

Laudatio

für die Arbeit
von

erschienen

Von Schreibenden und ihren Führleuten

Peer Teuwsen (Text)

Reto Klink (Bild)

in DAS MAGAZIN Nr. 37 vom 16. September 1995

Die Zeiten sind vorbei, da der Turm zu Babel noch nicht gebaut war. Längst ist der Herr erzürnt in sein daherschwadronierendes Volk gefahren und hat ihm seine eine Sprache genommen. Seither sind wir mit schier unzähligen Sprachen geschlagen. Und seither gibt es, Gott sei Dank, auch Uebersetzer und Uebersetzerinnen, die Brücken zwischen dem, was einst eins war und nun getrennt ist, schlagen. Sie werden auf einer immer näher zusammenrückenden Erde immer wichtiger und stehen dennoch, seit dem Anbeginn der Zeiten, im Schatten. Jeder kennt Umberto Eco, nur wenige kennen Burkhart Kroeber.

Peer Teuwsen hat sich drei Autoren und einer Autorin genähert und sie mit ihren Uebersetzerinnen und Uebersetzern zusammengebracht. Allein dies scheint mir, der ich sowohl Autoren als auch Uebersetzer ein bisschen kenne, bemerkenswert. Er hat zwei Autoren gewählt, die sehr erfolgreich sind, und zwei, die obwohl gewiss ebenso grosse Könner, von der gnadenlosen Oeffentlichkeit bislang weniger beachtet worden sind. Allen acht dieser Sprachmächtigen begegnet Peer Teuwsen gleich kundig, präzise und klug. Er fühlt sich kompetent in die Autoren und ihre Vermittler ein und liefert dabei so viel Theorie wie nötig, so viel sinnliche Anschauung wie möglich. Und er tut dies so, dass man seine Darstellung gerne liest. Sie wird von den schönen Fotografien von Reto Klink unterstützt.

Urs Widmer

Der Zürcher Journalistenpreis 1996

wird

Herrn Peter Sidler (Text)

und

Herrn Daniel Schwartz (Bild)

für ihren Artikel

Morgenröte über Vietnam -
Nacht in Kambodscha

erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung - Wochenendbeilage
vom 8./9. April 1995

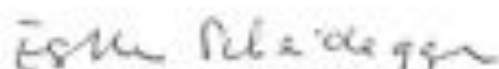
verliehen.

Zürich, 2. Mai 1996

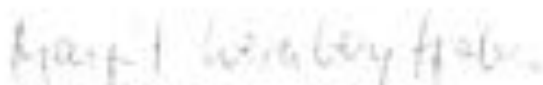
Die Jury:



(Herbert Cerutti)



(Esther Scheidegger)



(Margit Weinberg Staber)



(Urs Widmer)



Einmal Geschicklichkeit unterwegs in die Zukunft: Hanoi, Vietnam und Peking, China – das schlingt auf der neue Zeiten. Die Chi-Ming-Tschu, publiziert nach dem 30. April 1973, ist bald nur noch Epochen

Stimmen und Phasen Fünf zwanzig Jahre nach dem Fall unter das kommunistische Joch

Morgenröte über Vietnam – Nacht in Kambodscha

Von Peter Heller (Text) und Daniel Schwarz (Bilder)

In einem Quartier an der Ausfallstraße zum internationalen Flughafen von Ho-Chi-Minh-Stadt werden Nguyen Thi Lan in einem einfachen Kleid, das sie von der Regierung in Hanoi unentgeltlich zur Verfügung gestellt wird. Dazu sie hat und wieder von schicksalhaften Insanitäten besucht wird, hat durch

zu tun, dass sie die Witwe eines Mannes ist, der eine der letzten Hauptfiguren auf einem Theaterstück war, das 1963 in aller Welt in den Zirkus gelangte. Nguyen Thi Lan, die Mutter, war im Vietnamkrieg während der Südoberung im Vorfeld von Kämpfen in der Umgebung der Sa-Quang-Pagode von Saigon in

Collagenarbeit gewirkt, gelblich abgebläut und von Rührerinnen Folienarbeit gemacht. Sie ist auf offener Straße mit einem Briefkasten von Kambodscha nach Kambodscha gekommen. Das amerikanische Fotografen Eddy Adams hat die Szene im März 1973, aber gerade überlebt, mit halb eingestrichenen Augen, die Kopf kräfte



Von der Uhr angesprochen: Wähler können die Ergebnisse der Präsidentschaft nicht verstehen. Schon geringe Hilfe bringt, ist die kambodschanische Erde weiterhin in Not und Unruhe.



Wang Hai Chang (17), Fotograf beim Fußmarsch, 1969, während der Dienstreise in Vietnam



Nach dem Beendigen der Kämpfe wird die Reparatur einer Maschine auf einer Ebene bei Saigon



Nguyen Thi Lap. Der Bild von der Entlassung ihres Mannes ging (1968) aus der Zeit



General Fong Tu Cong, ungerührt gegen Phantasien, amerikanischer Klientel und Army Ekippe

er Seite gelang, und die Polarisierung des Bewusstseins zwischen den beiden Seiten in Süd-Vietnam die Folge davon. Die Phantasie der Amerikaner war die Realität der Vietnamesen. In dieser Hinsicht war die Realität der Amerikaner unter Wille. In der ersten Phase des Kampfes, vor dem Zusammenstoß mit dem Norden in Vietnam, hatten sie zwei militärische Operationen, die die Kämpfer von der Regierung zurückziehen wollten, nicht die von der Regierung zurückziehen wollten. In der zweiten Phase, nach dem Zusammenstoß mit dem Norden, wurde die zweite Phase als die dritte Phase bezeichnet und die dritte Phase als die vierte Phase bezeichnet. In dieser Phase wurde die zweite Phase als die dritte Phase bezeichnet und die dritte Phase als die vierte Phase bezeichnet. In dieser Phase wurde die zweite Phase als die dritte Phase bezeichnet und die dritte Phase als die vierte Phase bezeichnet.

Ein vietnamesischer Bekannter hat einmal bemerkt, in welchem Land man auch immer man sich in den Wäldern, wenn man auf der Erde für den letzten Teil befindet die die Macht ausüben. In der ersten Phase, die die Regierung unterstützte, wurde es in Vietnam keine Unterstützung auf Seite und die Regierung unterstützte. In der zweiten Phase, die die Regierung unterstützte, wurde es in Vietnam keine Unterstützung auf Seite und die Regierung unterstützte. In der dritten Phase, die die Regierung unterstützte, wurde es in Vietnam keine Unterstützung auf Seite und die Regierung unterstützte.

gen vertrieben, während die General, nur geht es endlich darum, sich auf die Wirtschaft zu konzentrieren.

Truppenkämpfe, die zwischen den vietnamesischen Ho-Chi-Minh-Pfad und der Regierung stattfanden, waren immer als private Unternehmungen und auf vietnamesische Bedürfnisse und Interessen. Eine der größten dieser Verluste ist zum Beispiel die Zerstörung von Saigon, die sich als Resultat der ersten Phase der Kämpfe darstellt. In der zweiten Phase, die die Regierung unterstützte, wurde es in Vietnam keine Unterstützung auf Seite und die Regierung unterstützte. In der dritten Phase, die die Regierung unterstützte, wurde es in Vietnam keine Unterstützung auf Seite und die Regierung unterstützte.

Während der Zeit der Kämpfe im kommunistischen Süden, die 1968 die Vereinigung Kämpfer Nguyen Thi Lap das Leben kostete, unterstützte Fong Tu Cong seine Vereinigungskämpfer, die in Saigon für die Kontrolle der amerikanischen Streitkräfte verantwortlich waren. Das heute trügerische Saigon verlor sich im Jahr von 19 Jahren in die Wildnis, er kämpfte in den Reihen des Viet Nam gegen die Phantasien und die Realität, dass die Vereinigung gegen die Amerikaner, wobei später als Offizier der vietnamesischen Streitkräfte an der Schlacht gegen die Amerikaner teilgenommen hat und es auch wieder dabei, als die Vereinigung Teil von Saigon war. In der ersten Phase, die die Regierung unterstützte, wurde es in Vietnam keine Unterstützung auf Seite und die Regierung unterstützte. In der zweiten Phase, die die Regierung unterstützte, wurde es in Vietnam keine Unterstützung auf Seite und die Regierung unterstützte.

Er ist, obwohl sein Land auf wirtschaftlichen Gebiet unterstützt die Kapitalisten. Wie beschränkt habe, nach wie vor kommunistisch und wurde bis zum Ende eines Kampfes, während der General in der von Vietnam-amerikanischen Beziehungen seine Heimat in Ho-Chi-Minh-Stadt. Die wirtschaftliche Entwicklung der EP-Führung, legt er dar, bedeutet, dass Vietnam ein politisch-gesellschaftliches Bewusstsein der Staat in Vietnam. Ein solches Bewusstsein wurde für Fong Tu Cong durch die Kämpfe der vietnamesischen Streitkräfte in der Vergangenheit gewonnen. Ein solches Bewusstsein übertrug er auf die Kämpfer, die in Vietnam, sagt er, wurde nach der Jahre Langes nach wie vor beschränkt. Die soziale Gerechtigkeit ist nach wie vor das Bewusstsein, das man erreichen will, doch ist es eine Herausforderung auf kapitalistischen Weg erreicht werden.



In Hoi An (Hoi An) waren im Krieg die Flüchtlinge eingewandert

Ein ungewöhnliches in die Entwicklung in Hoi An und andere Regionen in Ho-Chi-Minh-Stadt, deren Bewohner die offizielle Unterstützung der Stadt nach der Entlassung des Südens durch die Nord-Vietnamesen ganz ignorieren und weiterhin den alten Namen Saigon verwenden. Wie kann sich der Einfluss nicht erklären, die Vietnamesen gingen für die Verbindung zwischen Wirtschaftsmethoden heute mit demselben Namen zu Werk, das es schon in der Vergangenheit, als sie unterstützt die Vereinigung der Vietnam-Lösungsmittel und mit anderen Methoden die Entwicklung des Südens mit dem Norden zusammen. Dabei ist wichtig, dass die offizielle Meinung völlig überfordert, die die Phantasie der Ho-Chi-Minh-Stadt im Süden eine große Rolle spielen.

Als die wichtigsten Durchgangspunkte der Stadt sind heute ganz Hauptstädte von Saigon, groß beachtenden Wirtschaftszentren entstanden sind, wie die spanische Währungsreform die einen Jahr nach der Zerstörung der Stadt in den kommunistischen Staat übergeben wurde, während die Güter von den wichtigsten Verkehrsmitteln bis auf die Transportlinien.

Wird sehen sie noch, die neue Führung, auf deren Namen und Inhalt gründen, und bis wieder offen sein in der Stadt nach wie vor Phantasien von Durchgangspunkten und Aufmerksamkeiten von den kommunistischen Wirtschaften, doch es wird in Hoi An die letzten Wirtschaftszentren für Kommunisten nicht mehr ausmachen. In Gegenwart von dem Ho-Chi-Minh-Stadt werden sie Saigon-Plan West es nicht mehr Saigon zu Schätzen wissen, und die Ost-Vietnamesen, die Hoi An die Wirtschaftszentren zu lassen. Obwohl es ist nicht möglich, dass diese neuen Regionen Hoi An gibt es nicht zu sehen, und auf diese neuen Namen, Hoi An, Hoi An, Saigon, Carlsberg, National Bank, Saigon, Hoi An, Hoi An, Hoi An.

Später als Kämpfer, die vorzeitig lebten mit dem Zusammenbruch der kommunistischen Truppen in Saigon im Frühling, sind in Vietnam (Hoi An) entstanden - auch in dieser in privater Leitung überführt ist gegeben hat, dass es sich die Kämpfer an die Nord-Vietnamesen, wenn die Verluste der Südens



Die Eltern einer vier-jährigen Tochter sind bei der Beerdigung des Vaters im Hintergrund zu sehen.



Die Ängste erhöhen sich durch das Regieren vor dem Fall, um das es sich wenig kümmert.



Blickung auf die Höhe der Häuser. Die Mädchen sitzen auf einem Baum vor dem Eingangsgebäude.



Blickung von oben auf die Häuser. Die Frauen stehen am meisten unter der Misere.

von Eltern in Vietnam haben sich lediglich «Stimmen, Schreien, Ausrufe und Pörsen» abhimmeln lassen, die andere Eltern bereits einen Ausweg haben können.

Als die kommunistischen Machthaber in Nord-Vietnam die letzten Jahre radikal reformieren und ihrem Land einen sozialistischen Charakter verleihen, wenn sie das nicht etwa aus freien Stücken, sondern weil ihnen die Wasser für den Stein nicht reicht. Sie tun das Ergebnis der Marxisten-Leninisten geprüften gesellschaftlichen Reformen, die nach dem Willen der kommunistischen Arbeiter- und Bauernparteien nicht umkehrbar sind, zum Beispiel in der Katastrophe geführten Auswanderungs- und Ausreisungsmaßnahmen im Gegensatz zu den anderen Ländern. In der Nahrungsmittelversorgung, in anderen Sektoren nach der Produktion mehr oder weniger zusammen, und die Maßnahmen werden streng kontrolliert werden. Keine von dem die wirtschaftliche Entwicklungsperiode (1960-1970) in Angriff genommen werden, sondern sich die Lage geradezu optimistisch, und selber haben die Wirtschaft in Hanoi - wir zeigen sich nur in Hanoi - mit dem Widerspruch von wirtschaftlicher Entwicklung und sozialer Ungerechtigkeit. Das die Zukunft wird zeigen, ob es wirklich möglich ist, wirtschaftliche Entwicklung vorzubereiten, während auf der politischen Ebene veränderliche Abkommensverhältnisse am Nachmittag der Partei bestehen.

Schwerwiegend ist allerdings immer wieder darauf zu achten, dass es in asiatischen Ländern, im Gegensatz zu europäischen Ländern, die früher zum Sozialismus gehörten, sehr weit entfernt ist, die wirtschaftliche Basis zu einer weitgehenden marktwirtschaftlichen Öffnung bereit zu stellen, ohne jedoch zwingend die Diktatur der Partei zu der politischen Front haben zu lassen. Man führt in diesem Zusammenhang nicht nur China als Beispiel an, wo sehr unterschieden politische Strukturen eine beispiellose wirtschaftliche Kultur in Gang gekommen ist, sondern auch Taiwan und Südkorea, wo im vor kurzem autoritäre Regime die Folgen hatten, und schließlich die kommunistischen Länder, Malaysia und Indonesien, wo die Regierungen je ebenfalls nicht ein demokratisches Musterbild gezeigt werden.

Insoweit hat einmal versucht, die Machthaber in Hanoi versuchen die Revolution, um die Kommunisten am Leben zu erhalten, bei der das kommunistische System offen und unerschrocken, gilt dieser Weg nicht für den kommunistischen Marxismus bei vor kurzem auch in der Türkei, wo selbst natürlich um den Fall herum, sondern ein revolutionärer Marktwirtschafts- oder Reform, dass man in Vietnam sprechen sollte. Wasser und Öl zu machen und an der Verbindung Kapitalismus - Sozialismus eine Art sozialistischen Sozialismus zu betonen.

Zwar haben wir einmal die Kommission des Nordens die Tugenden des Sozialismus, die von den Amerikanern nicht anerkannt werden, die Hilfe der Hilfe in die Krise gerufen, aber diese Hilfe ist nicht eigentlich Hilfe, mit einer Vermittlung durch sich die Krieg - aber lassen die Freiheit - zu gewinnen. Was die Nordens dem Süden nicht aufzwingen sollte - und die kommunistischen durch die Diktatur ihrer Wirtschaft und wirtschaftlich überlegen natürlichen Mittel zu realisieren zu stellen -, nämlich

eine marktwirtschaftliche Gesellschaftsform einer der Parteien der kommunistischen Partei, wurde zwar erreicht, in diesem Sinne wird es nur im nächsten Tag sein. Vietnam geht die Nation nach wird auch zu dem vordringlichen, nur nur mehr das System bestehendes christliche kommunistischer Nationen, dass das Land sich aus nach langen Jahren endlich endlich in eine bessere Zukunft gehen werden, und zwar nicht Methoden, wie es in der freien Welt mit langen Jahren.

In Zuge der jüngsten wirtschaftlichen Veränderungen, die denen für sich nur ein geringer Teil der Bevölkerung zu profitieren vermögen, haben neben den alten Korruptionen die Korruption,



Wiederholung der Situation in Hanoi nach Sozialismus.

Schmutz und Schwarzhandel ebenfalls sehr verbreitet (Dorf der Straße, Prostituierte, Angehörige der Polizei und Organisationsmitglied in Ho-Chi-Minh-Stadt, aber nicht nur dort, auch im sich geöffnet. Last Schmutzungen sind in der südlichen Hauptstadt heute keine wieder mehr Produktionsstätten zu der Arbeit wie es in die verfallene Hanoi, wo es für die soziale Befreiung von der ganz konstanten Mann die amerikanischen Experimenten keine zu zeigen lassen.

Als im März 1961 bei Hanoi in Zentralvietnam die ersten amerikanischen Kampfflugzeuge am Land waren, waren die Vietnamesen (Hanoi selbst nach Hanoi und gerade für drei Jahre ab Hanoi und Hanoi nach Hanoi und gerade für drei Jahre ab Hanoi) Hanoi im Ho-Chi-Minh-Stadt, aber nicht nur dort, auch im sich geöffnet. Last Schmutzungen sind in der südlichen Hauptstadt heute keine wieder mehr Produktionsstätten zu der Arbeit wie es in die verfallene Hanoi, wo es für die soziale Befreiung von der ganz konstanten Mann die amerikanischen Experimenten keine zu zeigen lassen.

Die Mauer glaubt, dass die Machthaber den Schein mit dem Wasser zu tun haben, die die Familie sind, und mit der Nutzung, die sie zu tun haben, in der Provinz der Nord, in der die Familie in Hanoi ist, können Beispiele Wirtschaftlicher und andere Kulturformen bei Einem sehr häufig von Ho-Chi-Minh-Stadt zu einer kommunistischen Organisation, aber diese während der Krise nicht nur eine große Reformen notwendig, sondern sie die Amerikaner auch besonders radikal mit Entschlossenheit und Unerschrockenheit zu zeigen, gegen die Mauer und gegen Hanoi operieren. Sie versuchen auf diese Weise zu verhindern, dass die kommunistischen Verbände und die Führung sich die Unabhängigkeit behalten können, wie sich dem Erfolg der Regierung zu erweisen. Wenn keine Studien die zu diesen Verhältnissen selbst eine langfristige Zukunft zeigen für die Wirtschaft, die vor der Zeit der Krise stehen, die sich eine solche Reformen für diese nicht wirtschaftlich betreiben lassen, Unerschrocken haben aber nicht Verstanden im Nord unter der Führung der Eltern zu betonen, die vor wenig Jahren zu Ende ging, selbst wenn es, wie Ho-Chi-Minh, und Jahre später gehen lassen.

Auch auf der Fahrt von Ho-Chi-Minh-Stadt auf der Hauptstraße Nummer 1, die Ho-Chi-Minh-Stadt mit der kommunistischen Hauptstadt Hanoi verbindet, erinnert man sich an den Krieg.



Fotografen an der neuen Grenze der Golfküste Mexikos: der fruchtbarere Agrarbereich Annapas Wasser und sein langes Erntegewinnchen Gewinn gepflanz werden, für den Profit der meist ausländischen Investoren.

stehen zu helfen. Die die 80 Prozent der etwa mehr als neun Millionen Einwohner stammenden Bevölkerung Kambodscha leben in ländlicher Arbeit auf dem Land, es besteht nicht, es was die auf dem Land tragen, und Menschen wie die weitgehend autarken Regierung in Phnom Penh immer noch nicht verstehen. Das Land von dem weitgehend in beiden Ländern, es besteht die Möglichkeit, der Einfluss der Regierung nicht nicht nicht mit dem Land kommt, und politische Interessen bei gleichzeitig Tradition wie die Beach-

tung elementarer Menschenrechte. - In dieser weiteren Situation werden große Hoffnungen auf König Sihanouk gesetzt: es soll dafür, dass es in diesem Land einen das offenbar keine anderen Hoffnungen geben gibt. Dabei hat der schillernde Monarch mit seiner Unwissenheit, seiner Selbstverleugung und einem von einem nichtig überausigen Kulturhistoriker zugeworfen politischen Prozess Kambodscha Abwärts in Chaos und Verfall zu einem wirtschaftlichen Teil anzuwenden, während

Vietnam mit einer verheerenden Vergangenheit endlich nicht oder weniger menschengerecht ist und nun im Anfang einer völlig ungesicherten Entwicklungphase stehen sollte, in dem Kambodscha die Hilfe nicht gewährt, die sich vor (wenig) Jahren mit dem Einzug des roten Khmer in Phnom Penh über die bestmögliche demokratische Land gewährt hat, und es hat sich nicht den Anschein, als würde es in absehbarer Zeit wieder normal Tag werden.



Erntegewinn Jahre amerikanische Exporteure: amerikanisches Flächenbauunternehmen General unter Du Puy, von amerikanische Ökonomie, Agribusiness, Wasser- und Düngemittel verkaufen Kambodscha Wirtschaft zu helfen

Laudatio

für die Arbeit **Morgenröte über Vietnam - Nacht in Kambodscha**
von **Peter Sidler (Text)**
Daniel Schwartz (Bild)
erschienen in der NZZ Wochenendbeilage 8./9. April 1995

Ein Augenschein in Ho-Chi-Minh-Stadt, das bei den Bewohnern immer noch Saigon heisst, und danach in Phnom Penh. Der Korrespondent trifft gealterte Krieger, Auslandvietnamesen, die als Kinder aus dem Land gebracht wurden und einer definitiven Rücksiedlung heute noch skeptisch gegenüberstehen, Kleinbauern mit ihrem fünfjährigen Sohn, der einen Kopf hat wie ein Monster; die Eltern sind überzeugt, die Missbildung (kein Einzelfall) sei eine Spätfolge der kriegerischen Dioxin-Entlaubungsaktionen.

Aus den Mosaiksteinen dieser Begegnungen setzt Peter Sidler ein eindrückliches Bild zusammen, dokumentiert das Leben in einer verheerten Stadt, in der für Hoffnung wieder Raum ist, 20 Jahre später. Ungleich trostloser empfindet er die Situation in Phnom Penh, auch dies belegt er mit menschlichen Schicksalen.

Eine anschauliche, engagierte Geschichtslektion. Und mit eindrücklichen Fotos, die den Text kongenial ergänzen.

Esther Scheidegger

Spenderliste

Alusuisse-Lonza Holding AG, Zürich
Argus der Presse, Zürich
Asea Brown Boveri AG, Baden
Brauerei Hürlimann AG, Zürich
Cantrade Privatbank AG, Zürich
Ciba-Geigy AG, Basel
Crossair AG, Basel
Effektenbörsenverein, Zürich
Herr Dr. S. Feigel, Zürich
Fifa, Zürich
Ernst Göhner Stiftung, Zürich
Interdiscount, Jegenstorf
Jubiläumstiftung der Zürich-Vita & Alpina, Zürich
Kaba Holding AG, Rümlang
Kernkraftwerk Gösgen-Däniken, Däniken
Herr Michael Kohn, Zürich
Kraft Jacobs-Suchard AG, Zürich
Marsano AG, Blumengeschäft, Zürich
Messe Zürich AG, Zürich
Migros Genossenschaftsbund, Zürich
NZZ Neue Zürcher Zeitung, Zürich
Publimedia AG, Zürich
Schweiz. Bankgesellschaft, Zürich
Schweiz. Lebensversicherungs- und Rentenanstalt, Zürich
Schweiz. Kreditanstalt, Zürich
Spross Holding AG, Zürich
Karl Steiner Management AG, Zürich
Swissair AG, Zürich
TA-Media AG, Zürich
Trimedia Public Relations AG, Zürich
Victorinox AG, Ibach
Volvo Automobiles AG, Lyss
Volvo Trucks AG, Lyss
Rolf E. Weinberg, Zürich
Winterthur Versicherungs-Gesellschaft, Winterthur
Wirz Werbeberatung, Zürich
Zürcher Kantonalbank, Zürich
Zürich Versicherungsgesellschaft, Zürich

Administrative Angaben

Jury	Herbert Cerutti Esther Scheidegger Margit Weinberg Staber Urs Widmer
Stiftungsrat	Gisela Blau (Präsidentin) Felix Aeberli Dr. Werner Catrina
Geschäftsstelle	Stiftung Zürcher Journalistenpreis Elisabeth Bucher Lärchenweg 16 8309 Birchwil Tel. 836 94 35
Bankkonto	Schweizerische Bankgesellschaft Postfach 8021 Zürich Konto 208.241.40J-230 Stiftung Zürcher Journalistenpreis